Die
SCHWEIZ.

Von

Carl Marchese von Grosse.

Erſten Bandes zweyter Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schweiz.

Erſten Bandes zweyter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Zu diesem Theile habe ich allein die Erinnerung hinzuzufügen, dafs man nie dabey vergessen mœge: das ganze Werk solle eine mœglichst vollständige *Uebersicht* seyn. Es kostet mir mehr Mühe, einen grofsen Reichthum zweckmäfsig zusammenzudrängen, als wenig Data durch Räsonnement auseinanderzuspinnen. Es hätte mir nicht an viel

weitläuftigeren Erörterungen, besonders in Hinsicht auf Erziehungsanstalten und Fabriksachen fehlen können, wenn ich den ganzen Umfang aller gemachten Beobachtungen hätte benutzen können. Ich sehe dies Werk aber nur als ein Taschenbuch an, um mit Nutzem in seiner Aufmerksamkeit, und in seinen Untersuchungen sich leiten zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Natürlicher Charakter der Schweizer.

Wenn es wahr iſt, daſs die wenigſten Reiſenden ihrer Vorurtheile ſich ſo weit entledigt haben, in den Gegenſtänden des beſuchten Landes nicht immer ihr Vaterland wiederzufinden, ſo tritt bey den Beobachtungen über den *Charakter* des fremden Volkes meiſtens gerade das Gegentheil ein. Hier findet man niemals, was man gerne haben mœchte. Man geht allem Guten vorbey, an das man ſich nicht vorher gewœhnt hat; und der Maaſsſtab des Unangenehmen iſt zugleich der des Abſolutbœſen. Der Deutſche ſucht unter jedem Volke nur die Treuherzigkeit ſeiner Landsleute; der Engländer ſeine Geradheit; der Franzoſe ſeine Geſchliffenheit. Welche Quelle einer endloſen Menge verſchiedener Urtheile; ungerechnet ſelbſt die Ent-

ſtehung derſelben aus individuellen perſœnlichen Vormeynungen!

Im Nationalgeſchmack liegt noch ein anderer Grund dieſer Mannichfaltigkeit. Ohne auf dem Ganzen eines Landes lange genug zu ruhen, ſcheint er immer nur von *einem* kleinen Punkte ſich feſſeln und befriedigen zu laſſen. Dieſen eignet er ſich entweder ganz zu, oder verliert ſich gänzlich in ihm. Irgend eine Hauptſtadt mit irgend einer Gattung des geſellſchaftlichen Tones, der Reiz *einer* Gegend, der Zauber *einer* Kunſt, und oft noch weit individuellere Umſtände, welche in ſeine Begierden und ſein Faſſungsvermœgen beſonders eingreifen, halten ihn feſt, und alle nachbarlichen Erkenntniſſe ſcheinen ihm nur in Rückſicht eines Zuſammenhanges mit dieſen, einiger Beobachtung werth. Ohne auf beſondere Reiſezwecke zu ſehen, da ich hier nur den philoſophiſchen Weltbürger meyne, iſt daher ſein Urtheil ſchwankend und unſicher. Der Charakter wird nach *ſeinen* Erfahrungen, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe nach *ſeiner* Erziehung, die Art der

Aufklärung nach dem Maafs *seiner* Erkenntnisse gezeichnet.

In der Schweiz treten zu diesen Umständen, welche eine Beobachtung und Aufzeichnung des Nationalcharakters allgemein erschweren, noch einige besondere Hindernisse hinzu; der Ruf des Landes in der Fremde, den manchen nur auf die Schönheit seines Aeufseren vorbereitet und aufmerksam macht, die Einfalt der Lebensart, die, mit sich selbst vollkommen zufrieden, einem Fremden um so weniger zu gefallen sucht, die natürliche Verschlossenheit eines stillen heiteren Gemüthes, und selbst der zunehmende Ueberlauf von Reisenden, der mit jeder neuen traurigen Erfahrung, den eigentlichen, noch unangesteckten Nationalcharakter vom allgemeinen Umgange, und folglich der ersten Beobachtung immer weiter wegrückt. Die jedem Besuch offenen Häuser haben selten Spuren noch einer einzigen Volkseigenheit, sondern kleiden sich, den Umständen gemäfs, in die Tracht ihrer Nachbaren und Besuchenden; jemehr die letzteren sie überlaufen, desto dringender fodert es der gute Ton, aus denen

nen Gesellschaften, wovon der Reisende izt nur Belehrung erwartet, gerade alle ersteren Gegenstände derselben zu entfernen. Und wenn nicht ein gutes Glück ihn in die engeren Kreise der Nationalsittlichkeit führt, so geht unter dem Gedränge des Vergnügens jeder Anlass sie zu bemerken verlohren.

Die kleinen Kantone, wo das Gepræge des Landes sich noch am festesten und deutlichsten erhalten hat, werden überdem am wenigsten und kürzesten besucht. Man eilt nur durch die deutsche Schweiz der französischen zu. Die Gebirge, wo unter einem kalten Himmel und im glücklichen Schoosse der Einfachheit ein scharfgezeichneter, aufdringender Volksgeist wohnt, sind schwer zu erklettern, und gewæhren dem matten Wollüstling nur einen geringen Genuss. Selten aber findet sich die feine Sinnlichkeit, welche sich bey den Schattirungen der gesellschaftlichen Menschheit mit Freude und nützlich verweilt, anders als in geschwæchten und bequemen Kœrpern. Die hohen Eisklüfte haben eine Pracht, welche nur blendet, eine Grœsse, welche nur in Schrecken setzt. Bloss

in

in einer weniger læſtigen Ferne werden ſie daher von dem grœſsten Haufen der Reiſenden belauſcht, angeſtaunt und verlieren im Taumel der konventionellen Ueppigkeit anderer Schweizerprovinzen die ganze Stærke ihres Eindruckes bald. Eine andere Quelle der Einſeitigkeit. Man hat folglich entweder gar nichts geſehen, oder man wirft alle Zuge in eine einzige Klaſſe, ohne auf die Verſchiedenheit der Provinzen, ihres Bodens und Anbaues, ihrer Schickſale und Staatsverfaſſung eine weitere Rückſicht zu nehmen. Wenige Gemælde trennen die Sitten ſo, wie die Natur und ihre Art, die Provinzen zu ſondern; man ſcheidet ſie entweder zu ſcharf von einander, oder die Schranken derſelben laufen wieder zu verſchliffen und zu flüſſig zuſammen. Ich ſchmeichle mir nicht, mein itziger Verſuch über den Nationalcharakter der Schweizer ſey von allen, ſelbſt auch von den grœbſten Fehlern, ganz frey geblieben; aber ich habe wenigſtens mich von ihnen ſoviel als nur mœglich loſszumachen geſucht.

Das Auszeichnende des ſchweizeriſchen Kœrperbaues, beſteht in einer gedrungen nerrigten

vigten Kraft, welche in den Gebirgsgegenden besonders zu Hause ist. Die einfache Nahrung, die Abwechselung zwischen Arbeit und Ruhe, selbst der schnelle Wechsel von Witterung und Wind drücken dem Körper ein besonders regsames Leben ein. Tiefer herab in den Thälern wird er durch Fruchtbarkeit stärker genährt, mehr verwöhnt, und nimmt eine feuchtere Fettigkeit an. Man findet daher im Ganzen die Gebirgsgegenden und die höheren Thäler von den schönsten Mannsgestalten, die tieferen und milderen Flächen hingegen von mehr weiblicher Schönheit bevölkert. Jene kleidet der Eindruck einer härteren Luft und des Wechsels der Einflüsse, da diese hingegen in einer durchaus gleichen Temperatur sich am besten befindet. Jene verschaffen sich in der austrocknenden Bergluft, die rüstige, muskulöse Stärke des schönen Männlichen, indeß der weibliche Umriß durch die verstärkte Ernährung und Befeuchtung der Ebenen an Rundung und zarter Glätte gewinnt.

Mehrere Provinzen besitzen hervorstechend schöne männliche Gestalten. Der

gröfste Theil der Bewohner von Wallis, (wo die Kröpfe sie nicht entstellen), hat eine nervigte Form, und die Weiber ein angenehmes Verhältnifs der Glieder, oft eine zarte Haut und vortreffliche Augen. Aber jenseits der Gebirge vorzüglich, zieht sich die Wohlgestalt der Anwohner strichweise fort.

So finden sich beynahe die schönsten Mannspersonen der Schweiz im Haslithal, wo noch ihre vortheilhafte Meynung an sich selbst das Tragen und das Hervorstechende ihres Körpers veredelt. Sie scheinen von ihr einen gewissen Anstand und eine Bildung zu empfangen, welche die anderen schweizerischen Landleute vermissen lassen, und diese Kultur im Feineren der Schönheit gleicht die Eindrücke der Verzärtelung in diesem milden fruchtbaren Thalstriche aus. Sie entspringt zum Theil aus einer Art Stolzes, mit welchen sie sich höher, als die übrigen bernischen Einwohner schätzen; sich von einem ganz anderen Ursprunge, als diese, halten, und einer alten Ballade, welche ihn von einer Kolonie hieher verschlagener schwedischer Edelleute ableitet, zutraulich glauben. Die Weiber dagegen

gegen sind hier weniger anziehend, und werden noch durch die, dieser Gegend ganz eigene, häßliche Tracht unkenntlich verstellt.

Das Waatland hat im Ganzen schöne Formen, doch wieder von einer ganz anderen Gattung, als die Gebirgsgegenden besitzen. Diese sind mit den Reizen der Unschuld und einer reinen Kunstlosigkeit, jene von dem feineren Zauber der inneren Bildung und gelæuterten Sinnlichkeit bezeichnet, welche mit der Annæherung zur franzœsischen Grenze zunehmen. Vevay ernæhrt noch nicht den unaussprechlich hinreissenden Ausdruck und das Mienenspiel der Genferinnen, und die Berner Züge veredeln sich fast mit jedem Schritte in die franzœsische Schweiz hinein.

Die Gesichtshaltung und Mienen der Unschuld sind allenthalben sich gleich, wenn sie aber erst aus dem Naturstande zum gesellschaftlichen Gepræge übergehen, und an den Bezeichnungen verstærkter Gefühle und gereinigter Vorstellungen Antheil nehmen, so gehen sie unendlich verschiedenartig von einander

der ab. Eine zufällige Ideenkombination beſtimmt daher über die gröſsere oder geringere Anmuth dieſes geiſtigeren Zuſammenhanges im Antlitze.

Manche Gegenden haben, auch auſserhalb der ſchädlichen Wirkung übertriebener Sittenverfeinerung, auf den Reiz der Bildung einen nachtheiligen Einfluſs. Einige Städte, wie ſelbſt Bern, beſitzen zwar Mädchen von Friſchheit und Leben im Geſichte, aber mehr unterſetzte Fülle, als die reizenden Wellenlinien, den beſcheidenen Ausdruck, die geiſtvolle Harmonie der griechiſchen Grazie; indeſs in andern, wie in Genf, bey mehr Blæſſe und kränklicher Bleichheit jener Geſichtsausdruck der herrſchende iſt, der dem idealiſchen wirklich nicht fern bleibt. Niemals habe ich in Kindergeſichten mehr Charakter und ein mehr von innen herausgetriebene, bedeutendere Zeichnung geſehen, als in der letzteren Stadt.

Man kann indeſs im Ganzen die Regel annehmen: Je hœher hinauf in die Gebirge, deſto feiner die Bildung. Hiervon iſt der

Jura

Jura ein Beweis, wo die Formen sich immer mehr aus der gestaltlosen Ueppigkeit im Gliederbaue der schwäbischen und badenschen Mädchens zu einer fesselnden Harmonie aus einander wickeln, je reiner die Bergluft mit der zunehmenden Höhe der Wohnungen wird.

Die Abhängigkeit vom Klima ungerechnet, hat in der Schweiz fast jeder kleine Landstrich, jeder Kanton, eine eigene Nationalphysionomie, eine Miene, welche sich auf den Zusammenhang des Charakters mit der individuellen Lebensart, dem Gefühle von Freyheit oder Druck, und selbst den herrschenden politischen Ideen sich beziehet. So wie es unleugbar (nemlich unter dem noch weniger gebildeten Volkshaufen, wovon hier die Rede allein ist), eine verschiedene Religionsphysionomie giebt, und der gebohrene Protestant von dem gebohrenen Katholiken sich in deutlichen Zügen sehr bald unterscheidbar absondert, so haben die verschiedenen Regierungen auch ihre eigenen körperlichen Gestalten. Eine Offenheit im Auge und der Stirne, eine Freyheit in der ganzen

Hal-

Haltung des Geſichtes deuten, wie der ſcheue, verzogene Blick, ſehr bald die Art der politiſchen Gemüthsſtimmung an, und ſetzen zwiſchen ſehr nahen Grenznachbaren oft ungemein beträchtliche Zwiſchenräume feſt. Der individuelle Nationalcharakter, die Gemüthsart eines Volkes bildet ſich eine ihnen eigenthümliche Hülle, die, mit dem Geiſte und der Art von Aufklärung verbunden, das ganze Gepräge feſtſtellt. Dieſen Grundſatz wird man ſehr bald beſtätigt finden, wenn man die Eingebohrenen vollkommener Demokratien oder gemäſſigter Ariſtokratien mit den Unterthanen oligarchiſcher Staatsverfaſſungen vergleicht. Bern und Freyburg trennen ſich ſchon an den Grenzen durch dieſe feinen Schatten. Auch geben die ſtrengen katholiſchen Kantone ein anderes Aeuſsere, als die proteſtantiſchen.

Der ganze Zuſammenhang des *Nationalgeiſtes* endlich, von welchem alle Geſichtsform der Ausdruck iſt, beſtimmt ſich immer nach der Natur des Landes in ſeinen Grundzügen. Die Geſchichte kann nachmals darin wenig mehr abändern, als die feinen Tinten hinein-

bringen, und alle ihr gehörigen Eigenheiten ſcheinen nur Aufmunterungen zu ſeyn, der Natur des Bodens treu zu verbleiben.

In der Reinheit der Luft, und daher zum Theil in der Hœhe des Landes liegt die Quelle aller Volksgeſundheit. Wo der Athem des Himmels den Einwohner auf der einen Seite immer wieder erfriſcht, und auf der anderen ihm Luſt und Kræfte zur Arbeit und zur Bebauung ſeines Bodens einflœſst, iſt Geſundheit und Munterkeit immer zu Hauſe, die Kræfte wachſen zu einer angemeſſenen Hœhe, und ſtatten den Sinn mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit und Unbekümmerniſs aus, welche auch jenem Aeuſseren einen ſo hinreiſſenden Reiz gewæhrt.

Dieſe Offenheit und Freymüthigkeit, welche in dem Gefühl der Kræfte ihren Grund hat, ſcheint des merkwürdigen Schweizercharakter erſter Nationalzug zu ſeyn. Er drückt ſich mit Freyheit in allen Wendungen des Geiſtes aus; er bekümmert ſich weder um Verhæltniſſe noch Umſtænde; jeder iſt ihm gleich, und ungedrückt von den Vorurtheilen

len des Anſtandes geht er ſeinen eigenen natürlichen Gang. Dieſer Zug einer freyen Eröfnung im Charakter bezeichnet, wenn er in einem Volke allgemein ſtatt findet, am erſten und auffallendſten das weibliche Geſchlecht.

Die Mædchen ſind es daher in der Schweiz beſonders, welche die frœhliche Offenheit haben, die nichts Unanſtændiges ahndet. Den ermüdeten Reiſenden læchelt oft ein freundlicher lockender Blick, unter einem leichten Strohhute hervor, wieder munter; man wird frey von ihnen angeredet, und vergiſst unter einem liebenswürdigen Scherzen ſehr bald das Eigenthümliche ihres Geſchlechts. Dieſer Ton der Bewohner veredelt noch die heitere Pracht einer Gegend. Wer es nie fühlte, welchen hinreiſsenden allmæchtigen Reiz dem weiblichen Geſchlechte die Natur in ihrer vollſten Ausdehnung giebt, kennt einen Hauptvorzug von Helvetien nicht, welcher den Reiſenden ſogleich beym Eintritte in dies Land herzlich willkommen heiſst. Die frœhlichen Mædchen, die zugleich mit ihm in die Stædte ziehen, ihn in ihre Scherze un-

befangen verwickeln, keine Gefahr kennen, und Unschuld schätzen, weil sie ihre Bedeutung nicht wissen, machen mit den steifen lächerlich verschämten Töchtern Teuts einen seltsamen Kontrast. Die Städte haben indess wenig von dieser Zwanglosigkeit mehr, weil hier sie das Geschlecht offenbar Angriffen bloss geben müsste. Aber wenn das Kultur des Weibes heisst, seine Tugend hinter einem possierlichen Gemische alberner Sprödigkeit und ekelhafter Aufmunterung zu verbergen, so haben wir sie zu verwünschen Ursach, weil sie uns den treulichsten Genuss eines heiteren unbefangenen Lebens entzog, allen Reiz des Gedankenwechsels und Umgangs verbannte, und dem Manne eine wahre Aufheiterung raubte, die ihm kein künstliches Einschiebsel des Luxus nun wieder ersetzen kann.

Der Hauptgrund dieser Offenheit ist der Frohsinn, welcher dem bedürfnisslosen oder bedürfnissbefriedigenden Zustande der Schweizerbauern allgemein anhängt. Soviel sie zur Lebensunterhaltung nothwendig haben, giebt die Natur neben ihnen immer her, und die ihrige

ihrige gewœhnt ſich an alles. Ein jeder iſt Herr in ſeinem Hauſe, und keiner ſorgt für den Anſtand des Ceremoniels. Er glaubt einen jeden, der ſich ihm nœhert, ſeiner Freuden empfœnglich, und theilt ſie ſo ganz von Herzen mit ihm. Ieder hat ein Recht auf ſeinen Genuſs, den er ſich ohne Mühe erwirbt, und den er daher ohne Gefühl einer Aufopferung ihm darbieten kann.

Ohne mit dem Anlaſſe und der Natur ihres Landes bekannt zu ſeyn, würde man über die Mœſſigkeit erſtaunen müſſen, welche ihnen die Nahrungsmittel, wie die Art ihrer Vergnügungen zubereitet. Es iſt natürlich nur immer von denen Gegenden die Rede, welche ein verſtœrkter Verkehr noch nicht mit allen anderen Befriedigungen des Geſchmackes verſiehet; und in dieſen giebt es manche Diſtrikte, welche ſich allein vom Ertrage ihrer Heerden ernœhren. Das Hauptnahrungsmittel der Thalleute von Urſeren iſt eine Art von dürrem Kœſe, den ſie anſtatt des Brodes eſſen; die andere fettere Art, welche ſie noch auſserdem machen, verkaufen ſie mehrentheils. Murmelthier und Gemſen-

fleiſch macht einen Theil ihrer Leckerbiſſen. Viele Gegenden von Wallis kennen kein Brod, manche andere nur ein Gebæckſel von Hafer. Der menſchliche Kœrper wird aber mit allen Nahrungsmitteln Freund, und verſchaft ſich eine Nahrung aus allem, was ihn umgiebt.

Daſs dieſe Mæſſigkeit der Aelpler aber lediglich eine Tugend der Nothwendigkeit ſey, erhellt aus der Leichtigkeit, mit der man ſie übertritt. Wenn ſie einmal, bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit mit den Thalleuten zuſammen kommen, ſo genieſen ſie kannenweiſe den Wein. Gewœhnlich iſt immer in jeder ſolchen Gegend irgend ein Tag zu einem ſolchen Saufgelage beſtimmt, und ſie ſcheinen ihre ausſchweifende Munterkeit nur bis auf dieſen Zeitpunkt zu verſparen. Es iſt unglaublich aber gewiſs, daſs im Haslithale jæhrlich für 40000 Gulden Wein aus dem Waatlande getrunken wird, das daſelbſt vortreflich zubereitete Kirſchwaſſer ungerechnet, welches man hier Schoppenweiſe niederſchluckt. Aber nur von dieſen Bergbewohnern, welche durch Nachbarſchaft und wechſelſei-

ſeitigen Umſatz mit dieſen Thalleuten in einigem Zuſammenhang ſtehen, iſt dies der Fall, indeſs die verborgenen Aelpler nach dieſen noch unbekannten Genüſſen wenig verlangen. Das Haslithal leidet darum ſo viel von dieſen Verderbniſſen, weil wenig ſo enge Diſtrikte in der Schweiz einen ſo ſtarken Beitrag zu den Armeen der fremden, mit dem Lande in Verbindung ſtehenden Nationen geben, und daher auch wenig oder gar keine die auslændiſchen Verderbniſſe von ſo vielen Seiten erhalten.

Wie ſehr der Bau des Landes auf die Einwohner überhaupt ſich wirkſam bezeige, ergiebt der gænzlich nach den Landſtrecken modifizirte Nationalgeiſt. Die Hochlænder zeichnen ſich hier, wie in allen Lændern, durch eine feinere Regſamkeit des Geiſtes, und durch eine freyere Munterkeit aus, wenn ihr Land dieſe nur einigermaſsen begünſtigt. Dem Appenzeller in den Auſſer-Rhoden ſcheint ein muthwilliger Witz wie angebohren zu ſeyn, und man wird ſie in ihren Geſellſchaften ſelten anders als in ſeinen Streitigkeiten der Laune und des Scherzes ver-

flochten antreffen. Man erzählt von den Appenzeller Bauern sehr viel Naivetäten, wovon ich nur eins als Beyspiel hieher setzen will. Ein Appenzeller ward in Zürich von der Grœfse eines neuen Gebæudes überrascht, und stand verwundernd still, um es anzuschauen. „Wie gefællt dir dies Gebæude, guter Freund?“ frug ihn der Herr des Hauses. „Nicht übel,“ versetzte der Appenzeller. Bauet man, fuhr jener fort, indem er auf einen schœnen Balkon zeigte, in eurem Lande auch solche Gestelle, um *trockne* Birnen zu dœrren.“ — Nein,“ antwortete der Appenzeller, denn in meinem Lande werden nur die *grünen* gedœrrt.

Auf einer anderen Seite sind die Bewohner des *Val de Travers* ihres Scharfsinnes wegen berühmt, welcher durch eine Kultur, die man nicht erwartet, und durch eine wirklich sehr ausgebreitete Lektüre eine erstaunliche Hœhe erreicht. *Rousseau* erwæhnt in einem Briefe an den Marschall von Luxemburg eines Beyspieles davon. Er spazierte, „erzæhlte er,“ in dem Thale umher, und blieb endlich bey einem Hause stehen, wo Mædchen

chen klœppelten. Die Mutter wiegte ein kleines Kind, und indem er dieſer Beſchæftigung zuſah, næherte ſich ihm ein dicker Bauer und redete ihn ſo an: „Sie ſehen, daſs man „Ihre Grundſætze hier eben nicht ſehr genau „befolgt, allein unſere Weiber lieben die al„ten Vorurtheile nicht weniger als die neuen „Moden.“ Rouſſeau ſetzt noch hinzu, daſs er ænliche Reden unzæhligemale gehœrt habe.

Beſonders verbindet noch der Waatlænder mit dem allgemeinen Hange des Bergbewohners viel Kühnheit, Leichtigkeit und eine Kunſt, in der Welt fortzukommen, welche ihn allenthalben willkommen macht. Wo der Schweizer überhaupt ſich erſt zur Kultur hinneigt, und ſeine kunſtloſe Lebensart verlæſst, da erreicht er immer bald eine betræchtliche Hœhe. Das Land ſcheint, ſo wie in der Verfaſſung ſeines Inneren, auch in dem Charakter ſeiner Angebohrenen alle Extreme zu begünſtigen. Jede Lebensweiſe iſt bis zum Aeuſerſten getrieben: Einfalt und Luxus, Sparſamkeit und Verſchwendung.

Auch die Tapferkeit des Eidgenoſſen ſcheint mir das Produkt ſeines Landes und der damit immer vereinigten Lebensweiſe zu ſeyn. Die unverdorbene Luft giebt ihren kœrperlichen Funktionen Leichtigkeit und Kraft, Arbeit übt ſie darin, und die Gefæhrlichkeit ihres Landes, manche Art ſich Nahrung zu erwerben, wie Gemſenjagd und Kryſtallſuchen, macht ſie mit Unternehmungen vertrauet, welche Gleichgültigkeit gegen das Leben vorausſetzen, und auf die æuſſerſte kœrperliche Abhærtung dringen. Um etwas zu gewinnen, ſetzt der Berglænder ſich den ſchrecklichſten Gefahren aus. Man iſt ſelten in Verlegenheit, in Abgründe gefallene Sachen von Werth gegen eine ertrægliche Belohnung wiederzuerhalten, und ich habe von mehreren Fællen gehœrt, wo Abendtheurer ſich aus dieſer Abſicht in die tiefſten Spalten hinabließen, um ein Felleiſen zu retten.

Ihre Tapferkeit iſt durch ihre Geſchichte hinreichend bewæhrt. Es würde überflüſſig ſeyn, zur Bekræftigung derſelben etwas weiter anzuführen, als nur auf die Schlachten von Sempach, Morgarten, Næfels, Granſon,

Morat,

Morat, St. Iakob, und endlich Marignon zu verweiſen. Bey *Næfels* ſtanden zweyhundert gegen dreyzehntauſend, und der alte Marſchall von Trirulce verſicherte von der zu *Marignon*, daſs die 18 Schlachten, welchen er beygewohnt hætte, gegen dieſe nur Kinderſpiele geweſen wæren. Eine allgemeine Geſundheit einer Nation, verknüpft mit Patriotismus, bringt immer ſolche Wirkungen hervor.

Der allgemeinſte Hauptzug im Charakter der Schweizer, iſt die unbezwingbare Vaterlandsliebe, der hinreiſsende Nationalſtolz, welcher die Grundlage aller anderen Eigenheiten darin auszumachen ſcheint. Auſser dem politiſchen Grunde ſeiner Verfaſſung iſt wieder die phyſiſche Natur des Bodens nothwendig eine Haupturſach derſelben. Die friſche Leichtigkeit der Alpenluft unterſcheidet dieſe von den anderen Gegenden ſo merklich, daſs der Eingebohrene von jenen in andern ſich von einem ſchweren Drucke belæſtigt fühlen muſs, der ihn an den freyen Athem in ſeinem Vaterlande ſo ſchmerzlich erinnert, alle Gegenſtænde um

ihn

ihn her verſchleyert, und ihm eine Sehnſucht nach ſeiner Heimath erregt, welche oft ſelbſt mit ſeinem Tode endigt. Alle Gegenſtände in ſeinen vaterländiſchen Alpen ſind überdem mit einem ſolchen Gepräge von Erhabenheit bezeichnet, daſs ihn die Eindrücke davon nie in der Fremde verlaſſen kœnnen. Allenthalben vermiſst er dann etwas, nichts findet er in ſeiner gewohnten Grœſse, und verlæſst gern den Prunk der Fremde, den er nicht verſteht, um zu dem geheimen Zauber ſeiner erhabenen Mutter heimgehen zu kœnnen.

Auch feſſelt nichts mehr und ewiger an ſich, als die ſtille und ungeſtœrte Einfalt der Lebensweiſe. Die unverſchrobene Natur kehrt immer, ſich ſelbſt überlaſſen, ſelbſt aus dem Schooſse der hœchſten Wolluſt, wieder zu ihr zurück. Es iſt der Zuſtand des Friedens, in dem ſie ſo gern alle ihre Begierden aufloœſt und abkühlt. Und die Lebensart der Alpen hælt ſich mehr der erſten Beſtimmung des Menſchen gemæſs, als irgend eine andere; ſie iſt noch der einzige uns übergebliebene Schatten des patriarchaliſchen oder arkadiſchen

schen Lebens. Ohne mühsam ein karges Feld zu bauen, oder dem Weinstock Nahrung und Gewinst abtrotzen zu müssen, stellt der begierdenlose Aelpler es seiner freundlichen Natur anheim, ihm die Nothdurft zu reichen. Immer haben seine Weiden Gras für sein Vieh, immer seine Heerden Milch für ihn. Alle Arbeiten seines Tages überwindet er mehr durch einen augenblicklichen Muth als durch eine entnervende Geduld. Durch das Gefühl seiner Freyheit erhöhet, geht dieser Patriotismus oft zu einer hinreissenden, gewaltthätigen Schwärmerey über, ergreift nicht nur das kleine Alpenvolk, sondern theilt sich auch dessen Nachbaren, den Einwohnern angrenzender, mehr niedriger und verzärtelter Ebenen erfrischend und holdseelig mit.

Aber es scheint auch in der Schweiz sich zu bestätigen, dass dieser freye, schwärmende Geist am liebsten, ungebundensten und ausschweifendsten in kleineren, ganz von sich allein abhängigen Staaten athmet. Hier scheint er fast den einzigen Gesichtspunkt aller bürgerlichen Bestrebungen auszumachen, indess

indeſs er ſich in weitläuftigeren unter ſich verbundenen Landſtrecken für mehrere Gegenſtände vertheilt, zu einem hœher getriebenen Gewerbsfleiſs, und zur Anſchaffung aller der Mittel umændert, womit man verſtærkte Bedürfniſſe und einen armſeeligen Luxus zu befriedigen genœthigt iſt. Hiervon iſt die kleine Republik *Garſau* ein Beyſpiel, die an ihrer Freyheit, wie an den kleinſten Zeichen derſelben, mit einer beyſpielloſen Innigkeit hængt.

Es wird aber auch in der Schweiz an keinen Erinnerungen geſpart, dem Bürger die vornehmſten Thaten ihrer Ahnen lebhaft zu erhalten. Auf der Stelle bey Sempach, wo der Herzog Leopold und der Luzerner Schultheiſs von Gundeling geblieben ſind, hat Luzern eine Kirche gebauet, in der alle Iahre am neunten Iuni, als den Tag des Vorfalles die ganze Geſchichte der Schlacht abgeleſen wird. Tells Kapelle zeichnet ſich vorzüglich als ein ſolches Denkmahl aus, und an ſehr vielen Orten, wie in Murten u. ſ. w. trift man auf ænhliche Erinnerungen. Kein Land iſt daher auch in denen Theilen ſeiner Geſchich-

Digitized by Google

Geſchichte ſo eingeweihet, welche zu ähnlichen Anſtrengungen aufmunteren kœnnen. Man hængt mit leidenſchaftlicher Hitze an allen groſsen Ereigniſſen derſelben; und als die Zweifel des Herrn von Haller gegen die Aechtheit der Geſchichte Tells in den Kantonen bekannt wurden, lieſsen ſich einige von ihnen dies ſo ſehr zu Herzen gehen, daſs ſie in Bern, dem Vaterlande des Verfaſſers, eine allgemeine Vorſtellung dagegen eingaben. Zu Uri ward die Schrift ſogar œffentlich verbrannt, und man würde in der Gegend der Geſchichte ſelbſt das Leben wagen, wenn man ſich als ein Anhænger jener Meynung æuſseren wollte.

Alles, was den Schweizer vergnügt, alle ſeine Volkslieder und Geſænge, beziehen ſich auch ebenfalls auf die Geſchichte ſeiner Freyheit, und erſetzen ihm oft den wirklichen Mangel derſelben. Er ſpricht mit Verachtung von Fürſtendienern, er hœrt von erzwungenen Soldatendienſten und Abgaben; und, ohne die grœſseren Hülfsquellen monarchiſcher Staaten zu kennen, træumt er ſich, da er ſelbſt nur wenig Abgaben bezahlt, über

alle

alle andere Lænder der Erde erhaben. Er vergiſst dann ſehr bald den Druck, unter dem er zuweilen ſtehet; in der Fremde fühlt er nur wenig mehr davon, und er erinnert ſich nur an die Dinge ſeiner Heimath, welche er nicht neben ſich findet. Er ſaugt den Begriff von Freyheit mit der Muttermilch ein, und vermiſst ſie dann am dringendſten, wenn er im Auslande zu dienen gezwungen iſt.

Auch begünſtigen einige kleinere Kantone, die, wie ich ſchon oben erwæhnt habe, zu jeder Gattung von Ausſchweifung in dieſem Punkte mehr als die grœſseren hinneigen, wirklich eine zügelloſe Freyheit; allenthalben aber findet der Schweizer doch einen Zugang zu einer Theilnahme an der Regierung ſeines Vaterlands offen. Die obrigkeitliche Macht iſt unter einer Menge von Gliedern vertheilt, und an den meiſten Orten læſst ſich immer der fünfte Mann als irgend einen Grad von Macht ausübend betrachten. Die Herrſchſucht, welche den untern Stænden beſtændig anhængt, wird daher nirgends ſo leicht, als in den helvetiſchen Republiken befrie-

friedigt. In den demokratiſchen hat jeder Bürger auf die eigentliche Regierung ein Recht; in der ariſtokratiſchen, wo ſie ſich mehr auf eine gewiſſe Anzahl von Familien beſchränkt, giebt es noch eine Menge kleinerer Aemter, welche nur der Bürger beſetzt; und ſelbſt der eigentliche Unterthan iſt an manchen Orten in dem Beſitze eines Schattens von Herrſchaft. So hat Lauſanne, das doch unter einem Landvogte ſteht, ſeinen Rath der Zweyhunderte, ſeine Bürgermeiſter, Bannerherren, Gerichtsherren und Sechszehner. Und bey den Demokraten kennt ein jeder ſeine Stimme bey der Landesgemeinde, zum Krieg und Frieden, zur Wahl der Obrigkeiten, und ſeine Anſprüche auf ihre Stellen ſelbſt. Alles zuſammengenommen, was die Wichtigkeit des Schweizers in ſeinen Augen ſo unendlich erhebt, giebt hinreichende Gründe ſeiner Vaterlandesliebe her, die, unter den unübertroffenen Schönheiten ſeiner Gegenden auferzogen, von der Milde ſeiner Geſetze erheitert, und von der Sicherheit ſeines Eigenthums, der Leichtigkeit ſeines Nahrungserwerbes begünſtigt und aufgefriſcht, ihn alle Schätze anderer Länder verachten lehrt.

Und überhaupt hat der Patriotismus etwas Ansteckendes. Ein einziger Bürger, den die Sorgfalt des Staates für ihn dazu berechtigt, reisst tausend andere hin, ob sie gleich durch dieselbe Sorgfalt gedrückt werden. Der Stolz auf wahre oder eingebildete Vorzüge ergreift Familienweis. Eines einzigen Gefühl macht auf alle Nachbaren Anspruch.

Es kann nicht fehlen, dass diese Vaterlands- und Freyheitsliebe zuweilen für die innere Ruhe der Staaten in sehr bedenkliche Aeusserungen ausbrechen sollte. Ausser den Zerrüttungen, welche die Eidgenossenschaft, seit ihrer Entstehung wiederholt unter sich auflöste, scheint Bern vorzüglich solchen inneren Uebeln, die der Wohlstand und das Selbstgefühl immer befördert, unterworfen zu seyn. Von *Davels* Unternehmung in Hinsicht des Waatlandes werde ich unter der Staatsverfassung von Bern mehreres anführen; aber auch die so glücklichen und friedlichen Bewohner des Haslithales erinnerten diese Stadt einmal sehr wirksam an ihre Rechte, welche man ihnen zu entziehen vorhatte, ob der erste Anlass dazu gleich sehr unbedeutend schien.

ſchien. Man war ſonſt gewohnt geweſen, die Offiziersſtellen der Regimenter dieſes Ländchens mit Einwohnern deſſelben zu beſetzen. Nachher aber fand man dies, im Fall eines Aufſtandes gefährlich, entzog ihnen unvermerkt dieſen Vorzug, und ſchob Berner ein. Dies hatte bey der nächſten Muſterung der Regimenter die Folge, daſs einige Flinten ſcharf geladen waren, und man fand es dieſerhalb für rathſamer, die alte Stellenbeſetzung wieder herzuſtellen.

Es iſt ein gewöhnlicher Zug im Charakter des niedrigeren Volkes, daſs es auf die Zeichen und Symbole ſeiner Vorurtheile und Meinungen weit ſtarrer und heftiger hält, als auf das Weſentliche derſelben. Die wenigſten Völker empfanden es ſo übel, wenn man den inneren Kern ihrer Religion gewaltſam antaſtete, als wenn man den äuſserlichen Schmuck, und das Eigene ihrer Gottesverehrungen nur leiſe berührte. So entſtand der erſte Schweizerbund ſelbſt aus dem Unwillen über äuſsere Zeichen der Knechtſchaft, und man findet alle Kantone für dieſe Symbole der Freyheit ſo eifrig und emſig beſorgt, daſs

man sie ohne Gefahr nicht angreifen durfte. In fast allen Kirchen behält man während des Gottesdienstes den Hut auf dem Kopfe und die Ceremonien der Verfassungen sind so sorgfältig bestimmt, dass sie sehr oft ins Lächerliche fallen.

Die Liebe zur Heimath ermangelt aber auch niemals in Veranstaltungen wirksam zu werden, welche sich, lediglich um sie zu erhalten, entwickeln. Ausser allen denen vaterländischen Sozietäten, welche sich mit der Ausbildung einzelner Seiten ausschliesslich beschäftigen, hat die Schweiz eine eigene Gesellschaft, welche ihren Nationalgeist ganz eigentlich angehet: die patriotische Gesellschaft zu Olten. Vor ohngefähr 25 - 30 Jahren nahm sie einen sehr unbeträchtlichen Anfang in Schinznach. Man verlegte sie aber nachher, um auch die guten Kœpfe der katholischen Kantone, welche sich nicht gleich daran Antheil zu nehmen getraueten, ins allgemeine Interesse zu ziehen, nach ihren itzigem Versammlungsort. Es wurde eine förmliche Sozietät gebildet, man gab ihr Gesetze, Vorsteher, selbst gelehrte Arbeiter, die aber

nur

nur immer, des freundschaftlichen und frœhlichen Zweckes ihrer Stiftung wegen, als Nebensache angesehen wurden, und knüpfte so ein heiteres Band zwischen den ersten Geistern des gesammten schweizerischen Vaterlandes. Nur spæter erst nahmen sie Fremde in diesen gesellschaftlichen Bund auf, welche ein gleiches Intresse der Aufklærung mit ihrem Vaterlande verknüpfte. Man kommt hier in jener friedlichen Eintracht zusammen, welche die Entwickelung jeder Individualitæt und charakteristischen Eigenheit aus so von einander abgehenden Provinzen begünstigt; und doch mufs eine jede von ihnen einen vollkommenen Genufs, Aufklærung mangelhafter Vorstellung und neue Begriffe finden.

Wie nun die Vaterlandsliebe, trotz ihrer Heftigkeit und der damit zuweilen verknüpften gefahrvollen Bewegungen überhaupt auf das innere Wohlseyn ihres Eigenthums wirkt, haben alte und neuere Geschichte tausendfæltig gelehrt. Nie erhob sich eine Verfassung zu einer anschaulichen Grœfse, und zu einem anordnenden Einflusse auf benachbarte Staaten, als durch den damit

verbundenen Muth, und durch das tiefe Regen und Leben, welches er dem Bürger mittheilt. Auf dem Punkte, wo das Intreſſe der Republik allen häuslichen Vortheil verdrängt hat, und man den Erguſs ſeines ganzen Herzens und aller ſeiner Kräfte dem Vaterlande ſchwelgeriſch darbietet, hat dies auch den höchſten Standpunkt ſeiner Blühte erreicht. Eine unverändert einfache, mit der Natur des Landes unzertrennlich verbundene, und daher unentbehrlich gewordene Lebensart erhält dieſen Geiſt der Allgemeinheit Jahrhunderte lang, und er verſchwindet nur unter dem Andrange fremder Bedürfniſſe und neuer Laſter.

Es verſteht ſich zuletzt, daſs die verſchiedenen Theile der Schweiz durch mehrere Eigenthümlichkeiten im Charakter ihrer Bewohner ſich auszeichnen. Der Hochländer muſs ganz andere National-Gefühle und Anlagen haben, als der übrige Schweizer; ganz andere der kriegeriſche als der handelnde; der deutſche als der franzöſiſche; ganz andere, endlich der Ariſtokrate als der Demokrate. Aber manche Züge werden natürlich

in

in einander verschmolzen, und oft muss das Eigenthum des Einen bey dem anderen wiedergetroffen werden. Bern und Freyburg sind beyde Aristokratien; aber die Regierung von jenem ist mild, gross, und nur für den Reichen zuweilen drückend, für die niederen Volkklassen aber erheiternd und wohlthætig. In Freyburg hingegen ist Bürger und Landmann gepreßt. Dies giebt dem gemeinen Berner ein freyes und offenes, dem Freyburger hingegen ein gedrücktes, schleichendes Wesen. So findet sich zwischen Zürich und Basel, welche sehr ähnliche Verfassungen haben, doch ein auffallender Unterschied. Der Baseler hat mehr Eleganz und Geschmeidigkeit, da dem Züricher (besonders dem altardischen) noch das altschweizerische anhængt; der letztere dagegen eine gewisse Wærme, die sich nirgendswo anders antreffen læst. Dies Feuer ersetzt hier selbst den Reichthum der Stadt, und es kommen durch dasselbe manche grosse und edele Dinge zu Stande; es erhebt über manche Vorurtheile, z. B. der Neuerung, und giebt dem Geiste überhaupt mehr Empfænglichkeit für alles Gute und Schœne. Die Züricher sind daher

über ihre bedæchtlicheren Mitkantone über ein halbes Jahrhundert voraus; ſelbſt der gemeinſte Bürger iſt aufgeklært, und ſie haben ſeit langen Zeiten in ihrer Mitte eine gute Anzahl groſser Kœpfe und brauchbarer Gelehrten erzogen. Der Berner zeichnet ſich auf der anderen Seite durch die Geſchliffenheit und das Adliche in ſeinem Weſen aus; er verachtet den Handel, er ſucht den Ton eines Mannes von Stande, und da er, wenn er aus der Fremde, die ſeine Erziehung hat vollenden ſollen, wieder zurücke kommt, keine beſtimmten Geſchæfte hat, ſo widmet er ſich bis zu ſeinem Regierungsantritt dem alleinigen Studio des geſellſchaftlichen Lebens, der Galanterie und des hohen Tones.

Am wirkſamſten und dauerhafteſten iſt die Wendung, welche vermehrter Handel und Gewerbsfleiſs der Sittlichkeit giebt. Mancher Eindruck der herrſchaftlichen Verfaſſung wird gænzlich ausgelœſcht, oder zum wenigſten doch gemildert durch die æuſserliche, zerſtreuende Beſchæftigung des Verkehres; da auf der anderen Seite die Despotie der hœheren Stænde gemeiniglich die dadurch getheil-

getheilte Aufmerksamkeit der unteren Handelnden benutzt, ihre Herrschaft um so fester zu gründen. So erhielt die Natur in allen ihren Schœpfungen eine bezaubernde Harmonie. Was das Gleichgewicht der allgemeinen Glückseeligkeit in ihrer eigentlichen Grundlage stœrt, ist zugleich ein Mittel, das Gefühl des Verlustes und der Entbehrung erträglicher und milder zu machen.

Selbst da, wo der Verkehr die Einwohner der Dœrfer und des platten Landes über die natürliche angebohrene Sphære ihres Bodens hinüberzieht, scheint auch ein eigener Geist sich ihrer zu bemæchtigen, der, ohne die Erwerbmittel zu verlassen, an allen Vergnügungen der Stædter gern Theil nehmen will. Dies ist z. B. mit Wettischwyl, einem Dorfe bey Zürich, der Fall, dessen Bürger neben ihrem Landbau, für die Fabriken arbeiten, sich mit dem Handel beschæftigen, und auf dem See eine ansehnliche Schiffart betreiben. Das hat ihnen mit dem Reichthume alle seine Kaprizen gegeben, welche, mit der Originalitæt ihrer angestammten Kultur vermischt, zuweilen in sonder-

bare Züge ausbrechen. Das Dorf ſelbſt hat Konzertſæle und Zuckerbecker, und ſie würden vor einiger Zeit eine Truppe Schauſpieler haben kommen laſſen, wenn der Landvogt es ihnen erlaubt hætte.

In allen dieſen Mitteln zum Wohlſtande liegt auch noch die letzte Quelle des Bürgerſtolzes, der freylich im Grunde weit anderer Natur iſt, als der Nationalpatriotismus. Iener erbittert die Gemüther gegen einander, indeſs dieſer im einzigen Zwecke des vaterlændiſchen Wohles ſie alle freundlich und vertraulich zuſammenhælt. Iener iſt auf eine kleinliche Eigenſchaft ſeines Wirkungskreiſes erpicht, indeſs dieſer ſie alle umfaſst. Aber der bürgerliche Hochmuth iſt nicht nur unvermeidlich, ſondern auch nützlich, wo der Staat ſich ſelbſt regelmæſſig beherrſcht.

Vorzüglich zeichnet Bern ſich durch dieſen Bürgerſtolz aus. Die Bürgerſchaft dieſes Kantons iſt in einer ſo glücklichen Lage, daſs nur ſehr wenig dazu gehœrt, ihr ein gutes Fortkommen im Staate zu verſchaffen. Eine Menge von Stellen im Lande, auf die

ſie

ſie alleinige Anſprüche hat, nährt jeden nur etwas Erzogenen, und dem gänzlich Heruntergekommenen entgeht doch niemals die letzte Zuflucht in einem Bürgerhospital. Dies giebt ihnen, nebſt der Schwierigkeit für Fremde, das Bürgerrecht zu erhalten, einen republikaniſchen Hochmuth, der ſich oft in ſehr eigenthümlichen Wendungen æuſsert.

Dieſer iſt indeſs ein um ſo rechtmæſſigeres Eigenthum von Bern, da wenig Republiken eine ſo vortheilhafte Einrichtung haben, daſs mit einer Reihe groſser ariſtokratiſcher Handlungen der alten Geſchichte, die dem unteren Stande gefæhrlich drohen, noch immer ein Geiſt des Patriotiſmus ſich verbindet, den alle Erſchütterungen des Luxus nicht haben ſtœren kœnnen, und der nicht nur den Bürger, ſondern auch den bloſsen Unterthanen des Staates beſeelt. Nirgends in einem Lande der Welt befindet ſich der Bauer allgemein beſſer, kann weniger durch kleine Abweichungen von den Landesgeſetzen gedrückt werden, und ſeinem Erwerbe ruhiger nachgehen.

Das

Das Bürgerrecht ist in dieser Republik übrigens so schwer zu erhalten, dass man davon in Jahrhunderten kaum einige Beyspiele hat; aber wenn der Nichtbürger keine Ansprüche auf die Stellen des Standes macht, so bedarf er zum Betreiben seines Gewerbes oder Handels gar nicht derselben. Eine Menge Fremder leben hier ohne dasselbe in einer guten Verfassung, da hingegen in andern Kantonen, z. B. in Basel, nichts von irgend einem Vertriebe vorgehen kann, ohne ein Bürger zu seyn, oder sich des Namens von einem Bürger zu bedienen.

Alle diese einzeln auseinandergesetzten Eigenschaften des Bürgers der Schweiz bilden seinen ganzen Charakter. Simplizität, der Hauptgrund derselben, nimmt alle anderen Tugenden, Muth und Scharfsinn, Vaterlandsliebe und Bürgerstolz in sich auf, um sie zu einem entzückenden Ganzen zusammenzuschmelzen. In den künftigen Kapiteln über die Lebensart und den Wohlstand des Landes werde ich nochmals eine Entfaltung desselben in seinem Umfange versuchen.

Achtes

Achtes Kapitel.

Anlage zu den Wiſſenſchaften und Künſten.

Es iſt ſo lange noch nicht her, daſs man die Schweiz in Rückſicht der Geiſtesbildung und Aufklärung gænzlich verſchrie. Man vermiſste das Gebildetere und Humane in ihren Geiſtesanſtrengungen, welches man zu fodern anfing, jemehr der leichte Geſchmack der Franzoſen ſich Europas bemæchtigte, und ſah über die wirklich oft giganti-ſche Grœſse ihrer Unternehmungen weg. Es iſt ein Zug in ihrer Nationalgelehrſamkeit, noch weit mehr, als in der dadurch berufenen deutſchen, an allem zu hangen, was ſich mit Mühe und einem Aufwande von Gelehrſamkeit nur ausführen læſst. Lediglich die ſpætere Verengerung ihres Bandes und Umgangs mit Frankreich hat auch dieſem Theile Politur und eine Ründung gegeben, welche,

beſon-

besonders in der französischen Schweiz, oft die Nationalfeinheit Galliens übertrift.

Die Konstitution der Kantone scheint, wie ihre Lage, hierauf wieder empfindlich einzufliessen. Wo man freyer denkt, und sich um den Gang der alten Sitte weniger kümmert, wird man auch duldsamer gegen einander in diesem Punkte, nachgiebiger, empfänglicher. Wo die Regierungsform in einem minderen Drucke und grœsseren Wohlstande Veranlassung giebt zu den stillen Freuden des Nachdenkens, hæuslicher Verschlossenheit, unbefangener freyer Mittheilung, wo man denken und sprechen kann über alles, was und wie man will, da erheitert sich der Gedankenumlauf, die Kultur wird allgemein, man nimmt von allem Fremden das Gute und Brauchbare an. Und wo noch Handel und Wandel dazu kœmmt, um im veranlassten Umgange mit dem Auslande diesen Umtausch zu erleichtern, da schreitet man in allgemeiner Volksaufklærung mit Riesenschritten fort.

In

In Zürich besonders scheint dieser grœssere Geist der Mittheilung herrschender zu seyn, als in den andern Kantonen, besonders aber in Bern. Die Bewohner von jenem haben etwas das den Fremden anziehet und ihn inniger fesselt, indeſs der Berner sich niemals ganz vom Stolze der Aristokratie loszumachen im Stande ist, aber unter allen Feinheiten der æusseren Politur sich weniger ganz mittheilt, und vollkommene Mittheilung foderen kann. Zürich ist daher in der solideren Art von Kultur weit den anderen Verbündeten zuvorgekommen und begünstigt, seit Jahrhunderten schon, fast alle Künste und menschliche Erkenntnisse lediglich durch diese Empfænglichkeit für einen Ideenwechsel.

Mit den allgemeinen Fortschritten der Aufklærung ist es indeſs in der Schweiz nicht besser, als in andern Lændern der Welt. Man weicht niemals gern aus dem engen Kreise gewohnter Gebræuche heraus, und die Reform angebohrener Ideen ist auch hier unter allen die schwierigste. Als man die elende Ueberſetzung der franzœsischen Psalmen in Basel durch die weit bessere des Prof.

Sprengs

Sprengs ersetzen wollte, geriethen die Gemeinden, in eine so bedenkliche Gährung, dass man froh seyn musste, das Projekt auf eine gute Manier wieder aufgeben zu können. So musste man ebenfalls in Basel das Vorhaben fahren lassen, die alte Baseler Uhr, die eine Stunde früher geht, als alle andere Uhren in der Welt, zu reformiren, weil die Bürgerschaft und besonders die Handwerker sich durchaus dagegen erklärten.

Und doch sucht man, besonders in grossen Stædten, sich allmæhlig zu verfeineren. In manchen, selbst Fabrikstædten der Schweiz, beschæftigt man sich unglaublich mit der Lektüre, und es giebt daselbst Lesegesellschaften und Lesebibliotheken. Alle Oerter im Allgemeinen, welche der Waarenumtausch mit dem Geiste mehrerer Lænder verknüpft, bereiten sich eine mildere Empfænglichkeit aller Gattungen neuer Gedanken vor.

Nirgends herrscht aber, dem Vortheile der Lage gemæss, eine allgemeinere Aufklærung, als zu Genf, nirgends eine solche Auswahl, ein so feiner Geschmack in der Lektüre

türe. Die Gründlichkeit in der Auswahl der letzteren hat zugenommen, seitdem man mit deutschen Ideen sich vertrauter gemacht hat, eine grosse Anzahl daselbst ansässiger Fremden hat manche Vorurtheile erwischt oder unschädlicher gemacht, die Eingebohrenen selbst aber fremden Vorstellungen freundlich eröfnet.

Ueber die Allgemeinheit der Aufklärung disponirt allein die Staatsverfassung eines jeglichen Kantons. Wo sie milde und frey, dem Landmann viele Quellen und Hülfsmittel zum Nahrungserwerbe giebt, verstattet sie ihm auch eine grœssere Muse zum Selbstdenken. Wohlstand und Ueberfluss sind die Wiege des Genies. Aber man muss einige Mühe haben, sie zu erwerben. Arbeit übt die Kræfte und vervielfacht die Aussichten. Die Kantone, welche ohne sie für jeden Mitbürger Sorge tragen, wie die meisten katholischen, begünstigen Trægheit und die aus dieser entstehende Gattung allgemeiner Verderbniss.

Die Schweizerlandleute haben zuweilen viel Bildung. Man trift in Bauerhœfen nicht ſelten die beſten deutſchen und franzœſiſchen Schriftſteller an. Man hat von mehreren vorzüglichen Kœpfen unter ihnen gehœrt, die ſich mitten, ſelbſt aus drückenden Lagen hervorarbeiteten. Selbſt das Nationale erhält dann einen lieblichen Schwung. Man kennt den philoſophiſchen Bauer, der ſich aus allen ſeinen niederſchlagenden Beſchæftigungen einen Grad von klarer Vernunft erwarb, der die Gelehrten mitten im Schooſe ihrer Schætze und Hülfsmittel beſchæmt.

Es giebt in der Schweiz Zunftgenoſſen, von deren Kultur man in keinem anderen Lande einen Begriff hat. Dies rührt aus der Urſache her, daſs man das Handwerk nicht als eine Beſchæftigung, der man ſich ganz widmen müſſe, ſondern zum Theil als ein Mittel eines ſicheren Nahrungserwerbes und den Anfang eines politiſchen Lebens anſiehet. Man trift daher hier in den feinſten Geſellſchaften Handwerker, welche darin den Ton angeben, wie Leute nach der Mode ſich tragen, und ſelbſt in ihren Geſpræchen eine

wahr-

Digitized by Google

nahrhafte, aus anhaltender Lektüre gezogene Unterhaltung geben. Es ist in den Republiken nichts seltenes, dass ein Gerber, Fleischer, Becker etc. Präsident einer geheimen Kammer ist, während dass seine Leute unter seiner Aufsicht, das Handwerk mit der mœglichsten Sorgfalt forttreiben.

Es ist ein Eigenthum aller Lænder von der Natur der Schweiz, von der eigenen Festigkeit ihres Kœrperbaues, dass in ihnen vorzüglich der gesunde Menschenverstand gedeihet. Alles wird auch in den Theilen der Eidgenossenschaft von ihm bezeichnet; kein Land besitzt eine so kernhafte Denkart, und noch weniger die feste Unwandelbarkeit in den Sitten, welche sich so lange unter allen Reizungen des Wohlstandes in ihrer Simplizität erhælt. Der schweizerische Landmann blickt nur auf das Wesentliche, und vielleicht aus dem Grunde, weil er sie nicht achtet, hængt er fester an Gewohnheiten und ihm bequemgewordenen Gebræuchen. So kann der gesunde Menschenverstand, den man gewœhnlich als allen Vorurtheilen hœchst feindseelig ansiehet, die Quelle einer schein-

baren Hartnäckigkeit werden, sie beyzubehalten.

Auch schienen sich die Schweizer an diesem gesunden Menschenverstande, welchen die täglichen Lebensbeschäftigungen immer hervorbringen oder doch am meisten befördern, eine lange Zeit genügen lassen zu wollen, und nur die Vermischung mit ihren feineren Nachbaren machte sie auf den Mangel an Kultur der anderen Geisteskräfte mehr aufmerksam. Vorzüglich jene gröseren Städte daher, welche gemeinschaftliche Bedürfnisse, die sich nur durch einen wechselseitigen Umtausch befriedigen lassen, der fremden Bildung früher und inniger näherte, fingen seit der Zeit an, ihnen ganz eigenthümlich zuzugehören. Die militärische Verbindung mit Frankreich vermehrte die Veranlassung, und bald ward eine tiefe Kenntniss der Sitten des Auslandes Ton der Gesellschaft.

So gehört es in vielen Städten von Rang, wie z. B. in Bern, nun zur Vollendung einer guten Erziehung, den jungen Adel, wenn

wenn er kaum aus der Schule kommt, in fremde Kriegsdienste zu schicken. Dies ist eine Hauptursache des französischen Tones daselbst, und gelegentlich der Sittenverderbniss in den hœheren Stænden. Das gesellige Leben erhælt zwar dadurch eine unendlich hœhere Politur; aber die Gebræuche nehmen dadurch zugleich eine so galante Wendung, dass man keins der artigen Laster daselbst izt vermissen wird.

Zur Vermehrung der Ausschweifungen in dieser Hinsicht tragen selbst mehrere mit der Staatsverfassung selbst verknüpfte Umstænde bey. Hierzu gehœren die Vorrechte des Adels, und die Gewisheit, welche er hat, seine zerrütteten Finanzen durch obrigkeitliche Stellen oder gute Heyrathen wieder in Ordnung zu bringen. Eine gute Landvogtey ist, wenn er wartet, immer im Hintergrunde seiner Aussichten, bey denen er, die Iahre seiner Verwaltung hindurch, standesmæssig leben und noch eine betrœchtliche Summe zurücklegen kann.

Es ist hierbey zu erwarten, dass die hœheren Stænde wenig von der eigentlichen Gelehrsamkeit wissen. Das Studium, welches die feinere Welt nothwendig macht, verdrængt die stærkeren Anstrengungen jener sehr leicht. Allenthalben gehœrt sie nur immer dem Mittelstand zu, und ist erst zu einem Unterscheidungszeichen von diesem geworden, fængt der erste Stand bald an, es als eine Ehrensache anzusehen, sich absichtlich mit allen ernsteren Kenntnissen und jeder tieferen Wissenschaft nicht mehr zu beschæftigen. Hiernach muss sich nachmals der Stænde herrschende Erziehungsart richten.

In der Schweiz ist diese folglich nicht allenthalben die vollkommenste. Ausser England hat kein Land so viel Pensionen für Mædchen und zum Theil auch für Knaben, als die Schweiz, ob es sich gleich auch nicht leugnen læsst, dass sie sich nirgends in einer grœsseren Vollkommenheit befinden. Vorzüglich viele und vorzüglich gute giebt es im Waatlande, wohin man seine Kinder der Erlernung des Franzœsischen wegen am liebsten schickt. Viele Einwohner von Lausanne beschæf-

beschäftigen sich lediglich mit diesen Anstalten. Da sie hier grosse Gesellschaften besuchen, welche durch den mannichfachen Zufluss von Fremden um so interessanter werden, so erhalten sie hier meistens eine ganz vorzügliche Bildung. Die Manieren der hohen Welt, Geschmack und Fertigkeit in schönen Künsten, und das Talent, sich in die Menschen zu fügen. Diese Vorzüge einer grœsseren Bildung aulserhalb der Vaterstadt leuchtet selbst den unteren Stænden so merklich ein, dass die Handwerker aus entfernten Orten für eine Zeitlang ihre Kinder gegen einander vertauschen. So schickt der Baseler seine Kinder nach Genf, und dieser hingegen die seinigen nach Basel.

Aufser diesen im ganzen Lande zerstreueten Pensionsanstalten hat jeder Kanton noch seine eigenen œffentlichen Schulen für beyde Geschlechter. Man kennt schon hinreichend für das weibliche die vortrefliche Tœchterschule in Zürich, für das mænnliche die Litteralschule in Bern. Sehr viele und ausgezeichnet vollkommene Anstalten in den Waisenhæusern fast aller Kantone bereiten

vorzüglich den Bürgerſtand auf einen hohen Grad von Aufklärung vor. Nur mangelt es im Ganzen noch für die vornehmeren Klaſſen der oberen Schweiz an Unterweiſung.

Die Schweiz hat von jeher Kœpfe v[illegible] erſten Range hervorgebracht, die, ungeachtet des Mangels an Hülfsmitteln, Werke lieferten, deren ein jedes Land mit Recht ſich rühmen dürfte. Hallers, Zimmermanns, Lamberts, Lavaters, Sulzers, Geſsners, Bodmers Schriften ſind zu bekannt. Und auch in den Wiſſenſchaften, welche ein tieferes Studium erfodern, hatte ſie von jeher vortrefliche Mænner; einen Forer, Frowin, Lanz, Murner, Roding, Geynæus, Bullinger, Heidegger, Wettſtein, Lavater, Tobler, Heſs, Pfenninger, Meiſter etc., in der *Gottesgelahrheit;* einen Euler, Bernoulli, Merian, Lambert, Beguelin, Krouſaz, Rouſſeau, Sulzer, in der *Mathematik* und *Philoſophie;* einen Bodmer, Haller, Geſsner, Salis, Bronner etc., unter den *Dichtern;* Amarbach, Waldkirch, Bochat, Goldaſt, unter den *Rechtsgelehrten;* einen Geſsner, Haller, Tiſſot, Bauhin, Zimmermann etc. unter den *Aerzten;* und endlich

welche

welche *Geschichtsforscher!* einen Guilliman, Hottinger, Laufer, Füsslin, Simmler, Meister, Müller, Tscharner, Tschudi etc.

Schon in den ältesten Perioden hatte sie bekannte Sitze der Musen. Die im achten und neunten Jahrhundert durch ihre Gelehrsamkeit berühmt gewesene Abtey von St. Gallen enthält viele Denkmæhler dieser früh erleuchteten Zeiten. Die Bibliothek besitzt noch izt einen Schatz an Manuskripten grosser und deutscher Reformatoren, und ausser diesen noch eine beträchtliche Anzahl klassischer Schriftsteller, von denen vor den Zeiten des Konziliums zu Konstanz, wo man sie borgte und nicht wiedergab, noch ein ansehnlicherer Vorrath vorhanden war.

Indess kann man nicht leugnen, dass, ungeachtet der für die Kleinheit des Landes sehr beträchtlichen Anzahl von Universitæten (in Bern, Basel, Zürich, Lausanne, Genf, St. Gallen etc) die vielen gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken (in allen jenen Stædten) die Hülfsmittel zum Studiren von Wissenschaften (die, welche das Vaterland allein

allein angehen, ausgenommen), doch noch unendlich beſchrænkt ſind. Jene groſsen Mænner bildeten ſich entweder auf anderen Univerſitæten oder in der Abgezogenheit ihres Studierzimmers; die Bibliotheken gehen wenig bis in die neueren Zeiten hinauf, und die Akademien ſtehen unter dem Drucke von Mængeln, welche eine ausgezeichnete Bildung ihrer Zœglinge, wie der Wiſſenſchaften behindern.

Die Univerſitæt zu Baſel hat z. B. 18 Lehrer, eine nach Verhæltniſs der Studentenmenge ſehr groſse Anzahl, die aus ſechzig bis achzig beſtehet und vielleicht weit mehr noch einſchmelzen würde, wenn nicht die Ungarn hier eine beſondere milde Stiftung beſæſsen. Dieſer Verfall der Univerſitæt und Gelehrſamkeit rührt mit daher, daſs man auf einer Seite alle Staatsæmter erhalten kann, ohne auf die gewœhnliche Art ſtudiert zu haben, und daſs auf der anderen jeder, welcher der Univerſitæt ſich widmet, alle Anſprüche auf eine Regierungsſtelle verliehrt. Dies ſetzt jene einer gewiſſen Verachtung aus, welche dadurch noch hœher

wæchſt,

wæchſt, daſs man die geringen Privilegien der Akademie tæglich noch einzuſchrænken bemühet iſt, die Lehrer ſchlecht beſoldet, (da eine Stelle wenig über 2-300 Thaler eintrægt), und daraus nichts Weſentliches zu ihrer Unterſtützung thut.

Hierzu gehœren noch einige Gebræuche, nach denen man bey der Profeſſurenbeſetzung verfæhrt. Für eine erledigte Stelle ſchlægt man drey Kandidaten vor, welche dann unter einander loſen müſſen; und da alles um eine ſolche Stelle ſich bewirbt, was nur ſeinen Univerſitætskurſus gemacht hat, ſo gerathen die Stellen oft in ſehr fremde Hænde, und die Profeſſur der Botanik fællt nicht ſelten einem Mathematiker, und umgekehrt, zu. Da überdem alle Aemter nur Bürgern der Stadt zu Theil werden kœnnen, ſo ſind Berufungen aus der Fremde nicht mœglich, wenn ſie auch anlockender wæren.

An der geringen allgemeinen Gelehrſamkeit iſt auch die Natur der Verfaſſungen ſchuld. Alles hat in republikaniſchen Staaten nur den einzigen Zweck des Antheilnehmens

mens an der Regierung. Man vernachlässigt alles, was nicht dahin unmittelbar leitet. Kaum der Schule nothdürftig entronnen, schickt man in den gebildetern Kantonen den Jüngling auf Reisen, um den fremden Ton anzunehmen, und sich in seiner Bildung vollenden zu lassen. Man muss sich frühzeitig verheyrathen, und dann für das Unterkommen seiner Familie sorgen. Dies Laufen und Streben lässt in den besten Jahren wenig Gedanken aufkommen, welche das stille Studieren befördern könnten; man kommt zu früh unter Vettern und Basen, und wird von dem Strome der politischen Welt jeder Lust und Musse zu gelehrter Arbeit beraubt.

Alle Volks- und Jugendlehrer stehen sich überdem in der Schweiz äusserst schlecht; ihre Zahl hat sich unmerklich vermehrt, ohne dass der Fond zu ihrer Besoldung zugenommen hätte. Die kleine Stadt von St. Gallen hat 27 Prediger, und seine Schule mit einem Rektor und acht Unterlehrern besetzt. Von allen diesen hat nur der kleinste Theil ein anständiges Auskommen, und durch ihre Lage von allen Hülfsmitteln zur Gelehrsamkeit

Digitized by Google

keit wie abgeſchnitten, kœnnen ſie nichts thun, um ihre Stelle mit Ehre zu bekleiden, oder durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſich einen kleinen Nebenverdienſt zu verſchaffen.

Indeſs wirkt die Verfaſſung und Freyheit der Schweiz, auf manchen wiſſenſchaftlichen Zweig ganz eigenthümlich. Kein Land in der Welt hat ſo gut von ſeiner Staatsverfaſſung unterrichtete Bürger, und nirgends ſind die Belehrungen, die man ſelbſt von den unterſten Volksſtænden empfængt, weniger zu verachten. Alle Klaſſen der Nation ſtehen beſonders in demokratiſchen Kantons einander næher, und ſelbſt in ariſtokratiſchen muſs der Adelſtolz ſich nicht ſelten zu einer Aufklærung des Bürgers in ſeinen Gerechtſamen herablaſſen.

Mit jedem Iahre vermiſchen ſich die Kenntniſſe der einzelnen Landſtriche mehr einander. Wo man ſonſt nur deutſch ſprach und las, fühlt man der franzœſiſchen Litteratur ſich ſchon geneigter, und in der romaniſchen Schweiz, wo man gar keinen deutſchen Schriftſteller, als etwa Geſsnern in der

Huber-

Huberſchen Ueberſetzung, kannte, verſchlingt man ſelbſt das Antigalliſche. Die Liebe zu dieſer Litteratur und Gelehrſamkeit iſt in Genf ſeit einiger Zeit beträchtlich geſtiegen, und ſelbſt bis zum Enthuſiasmus. Man hat izt deutſche Hofmeiſter, deutſche Geſellſchaften, deutſche Leſebibliotheken, und ſchon werden die deutſchen Handwerker hier den franzœſiſchen wegen Güte, und Wohlfeilheit ihrer Arbeiten vorgezogen. In den oberen Kantonen, z. B. in Baſel, hat ſich dieſe Kenntniſs der auslændiſchen, vorzüglich der deutſchen Schriften, zwar früher aber immer doch, nach Maaſsgabe der Nachbarſchaft, ſpæt genug feſtgeſetzt. Man hielt ſich daſelbſt meiſtens lediglich an franzœſiſche Litteratur, und unter den gebildeteren Stænden war jeder wirklich eine Seltenheit, der einen deutſchen Brief fehlerfrey zu ſchreiben im Stande war. Izt aber hat man unvermerkt die Leichtigkeit und Frivolitæt des franzœſiſchen gegen die ſchwere Soliditæt des deutſchen ausgetauſcht; aber ich getraue mich nicht zu behaupten, ob immer mit unbeſchrænktem Vortheile.

Es

Es giebt ſchwerlich einen ſicherern Maaſsſtab, wie hoch und in welcher Art die allgemeine Kultur eines Volkes geſtiegen iſt, als die *Sprache*. Sie iſt nicht nur ein Abdruck des Volkskarakters, ſondern auch der Volksdenkart. Denn die Wendung einer Redensart bezeichnet immer die Natur des Gedankens.

Die Verſchiedenheit der Provinzen, aus welchen die Lænder der Eidgenoſſen beſtehen, machen die Mundarten natürlich auch abweichend. Aber es iſt in der That auffallend, daſs man beynahe von Sitten in Wallis bis zum Bisthum Baſel eine ganz gerade Linie ziehen kœnnte, welche in dieſer Rückſicht Helvetien in zwey verſchiedene Theile abſonderen würde.

Die deutſche Sprache befindet ſich aus demſelben Grunde hier in einer ſeltſamen Verderbniſs; beſonders in denen Strichen, wo ſie der franzœſiſchen Grenze ſich næhert. Sie wird hier nicht allein in der Verænderung der Sylben, welche der Schweiz eigen iſt, geſprochen, ſondern man ſchiebt ihr auch fran-

franzœsische Wœrter ein, deren deutsche Bedeutung man übrigens gar nicht verstehet. Dies ist z. B. in Basel sehr merklich der Fall. Næher dem Waatlande erlischt sie unvermerkt in das Gallische, wie im Münsterthale, wo man ein klægliches patois spricht.

Ieder Kanton hat fast seine eigene Sprache, einen schlechten Dialekt des Deutschen, der an den Grenzen in die Sprache der Nachbaren allgemach und durch Rauhheit und Nationalausdrücke immer unverstændlicher, erlischt. Dagegen wird er nach Deutschland zu reiner und geschmeidiger.

Die ganze abendlændische Schweiz beynahe spricht ein aus lateinischen, deutschen und celtischen Wœrtern zusammengeflicktes patois, das fast im ganzen Waatlande allgemein herrschte, und wieder nach Maasgabe der Kantone mehr oder weniger Anmuth besitzt. Nach Basel herauf ist es hærter, weich und angenehm in Freyburg. Die Lieder, welche in dieser Sprache hin und wieder in der Schweiz gesungen werden, sind nichts weniger als unangenehm. Die Sprache hat zu einer

ner musikalischen Bildung Anlage; sie hüpft und ist in jeder ihrer Beugungen frœhlich, eine Natur, welche sie in dem Umfange mit wenigen anderen gemein, und in der ungebundenen Entstehungsart ihrer Tœne unter einem frohen Volke ihren Grund hat.

Die eigentliche Schweizersprache ist übrigens vielleicht die æchte deutsche und zum Theil die wahre altsæchsische. In Deutschland selbst ist sie nachher gebildet, und durch zahllose Verænderungen und Revolutionen endlich zu demjenigen geworden, was man hochdeutsch nennt. Dass sie mit der englischen sehr vieles gemein hat, ist vielleicht ein Beweis, für ihren altsæchsischen Ursprung.

Im Allgemeinen betrachtet, hat sie eine Energie und Kürze, die in der deutschen Sprache sich nicht übersetzen læst. Selbst drückt sie Begriffe aus, wofür man im deutschen kein Wort besitzt. Von einem Orte, den ein sonstiger Aufenthalt interessant gemacht hat, sagt z. B. der Schweizer mit grosser Stærke: der Ort *keimelt* mich an. Von

einem der sich mit alten Weibern und elendem Geschwätze unterhält, sagt man: er *muhmelt*. Es ist mir übrigens unmöglich, mich hier mit einer weitläuftigeren Auseinandersetzung dieser Angaben zu befassen. Diese Erœrterung trift man in jeder Reisebeschreibung an.

Ein Land, das so sehr im Grunde noch mit seines Bodens eigenthümlichen Bedürfnissen kæmpft, læst seinen Bewohnern selten eine hinreichende Musse, um die schœnen Künste zu einer gewissen Hœhe hinaufzubilden. Die Witterung ist sich nicht gleich genug, das Klima noch zu rauh, um mehr als den Gewerbsfleiss zu begünstigen. Aber dieser ist in der Schweiz zu einem erstaunlichen Umfange getrieben. Besonders die Oberlænder scheinen gebohrene Künstler in der Mechanik; und ich werde unter dem Kapitel von der eydgenossenschen Industrie auf Beyspiele hiervon zu verweisen im Stande seyn, die jedem anderen Lande dieser Lage und Umstænde vollkommen fremd sind.

Der hartnæckige Fleiss, welchen die Schweizer auf mechanische Kunstwerke zu ver-

verwenden im Stande ſind, iſt beſonders merkwürdig.

Das bekannte Werk des General Pfyffers iſt in dieſer Hinſicht das Einzige ſeiner Art. Schon ſeit mehreren Iahren klettert er alle Sommer in den Gebirgen umher, und in Gegenden, die vor ihm nur Gemsjæger erſtiegen. Auf dieſen Zügen hat er immer ein paar Leute bey ſich, welche ihm die Inſtrumente zum Zeichnen und Meſſen nachtragen, und endlich zwey Ziegen, welche er benutzt, wenn ihm der Proviant ausgegangen iſt. Oft hat er von nichts, als dieſer Ziegenmilch gelebt. Er miſst nun ſorgfæltig alle Seiten der Gebirge, nimmt ſie auf, bricht von der Steinart Exemplare ab, und miſst ihre Hœhe.

Zu Hauſe ſetzt er dies wieder in einer eigenen von ihm erfundenen Maſſe zuſammen. Alle Berge ſind in ihrer verhæltniſsmæſſigen Grœſse, die hœchſten betragen ohngefæhr einen Schuh. Die Gegenſtænde haben ihre natürliche Farbe, und ſind bis auf die verſchiedenen Holzarten der Wælder und Büſche, bis auf die Flüſſe, Brücken und einzelnen Hæuſer, vollkommen ausgedrückt.

Digitized by Google

Herr Exchaquet in Genf hat dies Werk vortreflich nachgeahmt. Das ganze Thal von Chamouni mit allen seinen Bergen, Gletschern, Wäldern, Orten, Wiesen, Flüssen, Bächen und Brücken ist auf dieselbe Art ausgearbeitet. Der Grund dazu ist Holz, in dem alle Gegenstände genau ausgeschnitzt werden. Das übrige wird durch komponirte Massen nachgeahmt, die Gletscher durch zerstossenes Krystall etc. Und das Ganze dieser Arbeiten hat eine vier bis fünfflüssige Länge.

Nur einige bildende Künste werden ausserdem hier von der Natur des Landes, und folglich von dem Geschmacke der Einwohner befördert. Unter diesen ist die *Malerey* eine, die man vorzüglich in Schutz nimmt. Nicht allein hat die Schweiz mehrere grosse Künstler, den originellen Holbein, einen Füssli, Gesner etc., in ihr hervorgebracht, sondern sie scheint selbst eine Vergnügung der hœheren Stænde auszumachen, welche vortrefliche Dilettanten darin aufweisen kann. Zürich besonders hat mehrere Maler besessen, welche einen hohen Grad von Vortreflichkeit ganz allein aus sich selbst her-

hervorarbeiten. Vorzüglich aber ist, der Natur und dem besonderen Reize des Landes gemæfs, die Landschaftsmalerey die Gattung, worauf die meisten, und zwar mit ausgezeichnetem Gewinnst für die Kunst, verfallen.

Auch die Glasmalerey hat in der Schweiz berühmte Meister gehabt, unter denen Leonhard Turneiser, Michael Müller, und Konrad Geyer, ausgezeichnet hervorragten. Basel besitzt gemalte Fensterscheiben eines vorzüglichen Werthes von dem erstern. Izt aber scheint diese Kunst, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in der Schweiz den hœchsten Gipfel erreichte; fast ausgestorben zu seyn.

In Rücksicht der *Kupferstecherkunst* sind *Aberlis* Blætter vorzüglich geschætzt. Man findet in ihnen durchaus das Eigenthümliche aller Schweizerlandschaften wieder, von den erhabensten Aussichten der Gletscher bis auf die stille und sanfte Majestæt der Seen und Flæchen. Nur ist die Farbengebung stærker als in der Natur, und daher unwahr; seine Fernen sind zu stark markirt, und mit zu vielem

Detail verſehen. Dies trennt den Hintergrund nicht genug vom Vordergrunde, und dieſer hat zu viele Theile, um nicht zu dem Ganzen abzuſtechen. Aufserdem iſt die Manier æufserſt ſanft und gefællig. Im Ganzen verfolgt dieſe Kunſt, unter den Hænden noch mehrerer Meiſter von Rang, den Gang der Malerey. Landſchaften und maleriſche Ausſichten machen ihren Hauptgegenſtand aus.

Medailleurs hat die Schweiz mit Ehre aufzuweiſen. *Daſſier* in Genf hat auf Fleuri, Pope und Montesquieu drey vorzügliche Medaillen geliefert. Unter allen iſt aber *Hedlinger*, als der erſte bekannt. Seine Münzen ſind durch ihre Schœnheit zu einer wahren Seltenheit geworden. Aufser der groſsen, welche Bern den fremden Abgeſandten bey ihrer Abreiſe zu verehren pflegt, hat er noch eine mit dem vortreflich ausgedrückten Geſichte eines alten Mannes geſtochen, zwey mit ſeinem Bruſtbilde, auf einem Revers mit einem Tiſch und einem darauf geſtellten Spiegel, und auf dem anderen, mit einer Eule, einem Helme, Schild und Speer.

Die

Die *Bildhauerey* hingegen ist nur noch zu einer geringen Ausbildung gelangt, und die vorzüglichste Arbeit, die sie hervorgebracht hat, ist das bekannte Grabmahl zu Hindelbank von *Nahl*, das er der Gattin seines Freundes, des Pfarrers *Langhans* setzte, welche am Morgen des Osterfestes, das ihm eine neue Beziehung gab, in ihrem ersten Wochenbette starb.

Dies Denkmahl ist von Sandstein gehauen, ein einfacher, nur mit wenig Sinnbildern der Auferstehung verzierter Leichenstein. Der Stein ist aber geborsten, und die Mutter mit ihrem vom Arme sich hervorarbeitenden Kinde, sucht die Risse zu erweitern. Ihr Gesicht soll ähnlich seyn, und stellt ein entzückendes Bild dar von frohem Erwachen und süsser Hoffnung. Die Brüche des Steines sind bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, so dass man mit Recht auf den Gedanken fallen könnte, er sey wirklich vorher zerbrochen gewesen.

Digitized by Google

Wieland besingt dies Meisterstück sehr malerisch:

Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts erweckt
Durch den zerriss'nen Eels, der dieses Wunder deckt,
Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub erhebet!
Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit belebet!
Wie bebt vor seinem Stofs der leichte Stein zurück!
Wie glänzt die Seeligkeit schon ganz in ihrem Blick!
Ihr triumphirend Aug', im heiligen Entzücken,
Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken;
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr;
Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor,
Und dankt ihr izt zuerst sein theur-erkauftes Leben:
Der Wandrer siehts erstaunt und fromme Thränen beben
Aus dem entzückten Aug'; er siehts und wird ein Christ
Und fühlt mit heil'gem Schau'r, dafs er unsterblich ist.

Die

Die *Musik* hat in der Schweiz noch keine beträchtlichen Fortschritte gemacht. Grosse Komponisten hat sie niemals hervorgebracht. Dazu ist dies Klima im Ganzen zu rauh, die Aufmunterung zu gering. Der Haupthang in derselben beschränkt sich meistens auf die rührenden und einfachen Melodien, welche die Stimmung des ganzen Landes will, und welche auch das Herz so unwiderstehlich bezaubern. Künstliche Sänger sind da gar nicht zu Hause, und die Kehle der Bauern hat, ausser der Harmonie des *Gesanges*, wenig von anziehender Lieblichkeit.

Selbst in dem Oberlande der Schweiz, wo die Kultur sonst doch zu Hause ist, wie z. B. in Basel, findet man an Musik nur wenig Geschmack. Die Winterkonzerte sind schlecht besetzt, und werden noch schlechter besucht. Jenes ist immer eine unausbleibliche Folge von dieser, sobald das Publikum, wie hier, die Magerkeit der Besoldungen bestimmt. Für durchreisende Virtuosen ist selten eine erträgliche Ernte zu hoffen. Selbst die Anstalten, Säle etc. sind nicht sonderlich einladend.

Unter allen ſchœnen Künſten iſt indeſs die *Baukunſt* in der Schweiz noch am weitſten zurück. Bern hat zwar angefangen ſich durch artige Gebæude zu verſchœneren, aber alle neuen Anlagen tragen ein ængſtliches Gepræge von noch zu republikaniſcher Simplicitæt, und die Hütten der Bauern wiſſen gar nichts von hollændiſcher Nettigkeit. Alles ſcheint nur noch auf das erſte Bedürfniſs berechnet, und ſelbſt ein leicht anzubringender Grad von Bequemlichkeit iſt noch ſelten.

Auch iſt die *Gartenkunſt* in der Schweiz noch nicht hoch gediehen, noch ganz franzœſiſch, und ſteht mit den prachtvollen Naturſzenen in einem ſeltſamen Abſtich. Die Verbindung dieſer beyden Umſtænde iſt um ſo wunderbarer. Aber der geringe Hang zum Spazierengehen, und die Leichtigkeit ihn auſserhalb einer Verzæunung, kœſtlicher und geſchmackvoller befriedigen zu kœnnen, ſcheint eine Haupturſach der Vernachlæſſigung aller Kunſtanlagen zu ſeyn. Es gehœrt ſchon ein ſehr hoher Grad eigenthümlicher Volksaufklærung dazu, die Szenen der Natur

tur mit einer Nationalkunſt zu ſeinen Anlagen zu nutzen.

Eine Ausnahme von dieſem ſonſt allgemein in der Schweiz herrſchenden ſchlechten Gartengeſchmack machen indeſs die engliſchen Anlagen zu *Arlesheim*, die, in der glücklichſten Gegend und mitten im Schooſse der bezauberndſten Gegenſtände gelegen, alle Vortheile haben, ſie mit Geſchmack zu einem Ganzen an einander zu knüpfen. Man kann dieſe Anlage aber eher eine deutſche als eine ſchweizeriſche nennen.

Es fehlt der Schweiz überhaupt an einer Lenkbarkeit und Biegſamkeit in den Gefühlen, welche des Geſchmackes eigentliche Grundlage ausmachen. Es muſs ſich, um den bildenden Künſten eine recht ſchœne Blühte zu geben, ein frœhlicher *Leichtſinn*, den Helvetien mit ſeiner Bedürfniſsloſigkeit niemals erzeugen kann, mit Aufmunterungen der Sinne und ſinnlichen Genuſſes verbinden, welche ſie nie darbieten und niemals befriedigen mag. Ein warmes, ſich gleiches, wollüſtiges und ſchwelgeriſches Klima, ein reicher

reicher Boden, ein anhaltendes Feuer der Seele, ſchœne Geſtalten aller Gattungen ſind die erſten Foderungen des Künſtlergenies und nur Italien kann darauf antworten.

Neuntes Kapitel.

I. J. Rouſſeau.

Es iſt eine ſüſse Freude, welche eben, weil ſie zu den reinſten gehœrt, ſich immer neu erhält, die hinterlaſſenen Spuren groſser Mænner aufzuſammeln, und mit ihnen ſich zu vereinigen, aber es iſt nichts mehr, als ein Tribut der Dankbarkeit, den man ihrem Beyſpiele ſchuldig iſt, ſie in einer Zeichnung zuſammenzuſtellen, mit welcher man auf das Gefühl ſeiner Zeitgenoſſen gern wirken mœchte. Ueberhaupt nun verblühete Jahrhunderte wieder aufzuwecken, iſt eine Beſtimmung, welche den Zauberſtab des Schriftſtellers ehrt, wenn er ſie auch in ihrem erloſchenen Glanze nicht ganz wieder vergegenwærtigen kœnnte.

Die

Die vorigen Kapitel gaben eine Darſtellung der ſchweizeriſchen Kultur; es lohnt ſich der Mühe, ſowohl die kræftigen Anlagen zu entfalten, mit denen man hier gebohren werden *kann*, den Geiſt, mit dem ſie beſeelt, die Glückſeeligkeit, mit der ſie das Leben wieder mit dem Leben ausſœhnt, und Empfænglichkeit mit Genuſs; als auch die Gegenwirkung dieſer Bildungen auf ſie ſelbſt zu berechnen. Man nenne mir aber eines anderen, als Rouſſeau's, Leben, das allen dieſen Foderungen næher entſpræche.

Man erwarte hier indeſs keine Lebensbeſchreibung *Rouſſeaus*. Der beſtimmte Raum dieſes Werkes iſt zu ſehr beſchrænkt, um groſsen Gemælden einen Platz verſtatten zu kœnnen. Man erwarte auch keine Zeichnung, die ſich an ſeinen unermeſslichen Verdienſten um Zeit und Nachwelt verſucht. Eben weil ſie groſs, weil ſie unermeſslich ſind, mag man ſich auf fernere Zeitalter gedulden, wo man die letzte Bewegung, welche ſie dem Erziehungsweſen und überhaupt der Aeſthetik der Gefühle gaben, in einem neuen Strome verſchwinden ſieht. Ich bekenne

kenne mich hier als Rouſſeaus Freund, und dies Bekenntniſs deutet die Grenzen dieſes Opfers hinreichend an.

Aber weil ich ihm ſo herzlich, ſo innig Freund bin, und mit einer Wærme an ihm hange, die in meine Empfindungen verſchmolzen, jedem Schickſale meines künftigen Lebens, jeder Revolution meiner Vorſtellungen, ohne von ihnen etwas zu befürchten, ruhig entgegenſieht, mœchte ich auch meiner Zeit ſein Andenken rein und gelæutert erhalten. Indem ich durch die Schilderung ſeiner Tugenden, ſeiner Schwærmerey für alles Gute, durch ſein zartes Gefühl, ſeine Liebe und Freundſchaft ihm vielleicht Verehrer verſchaffe, mœchte ich ihm auch ſo gern durch ſeine Menſchlichkeit Freunde verbinden, durch ſeine Schwæchen die empfindlichſten Seiten des Herzens berühren, und alle Menſchen ſich ihm verwandt fühlen machen. Nichts feſſelt ſtærker, als eine gleiche Stimmung. Das Herz, dem die Leiden nicht fremd ſind, ſchmiegt ſich allem Kummer auſser ihm, und ſelbſt ſeinen traurigſten Folgen für die Menſchlichkeit freundlich und liebevoll an.

Nichts

Nichts hat überhaupt seinem œffentlichen Karakter einen dauerhafteren Schaden gethan, als die ungemessene Bewunderung, womit man ihn sogleich nach seinem Tode, im eigentlichsten Sinne zu verfolgen anfing. Es liegt in der menschlichen Natur, immer von einem Extrem auf das andere zu fallen. Sobald seine Konfessionen erschienen, sah man seine Sinnesart zu entblœst und zu begreiflich, um sich nicht in allen seinen Illusionen auf einmal getæuscht zu erblicken. Der Halbgott erschien hier als ein einfacher Mensch und ohne Sonderbarkeit mehr. Man übersah auch das Gute, da man sich dazu gestimmt fühlte, nun von seinem Begriffe recht viel abziehen zu müssen. Die beyden letzten Theile seiner Bekenntnisse vollendeten endlich das Werk. Izt sind seinem Namen nichts übrig geblieben, als die Ehre der Ruhmsucht, einige schœne Auftritte des menschlichen Lebens, und nur wenige Freunde.

Aber eben die beyden letzten Theile seiner Bekenntnisse, die ihm in den Augen seiner meisten Freunde soviel Schaden gethan haben,

Digitized by Google

haben, haben meinem Herzen ihn noch werther gemacht. Dieſer Lebensweisheit, welche zwar den Genuſs der Einbildungskraft und reizbarer Empfænglichkeit unwiederbringlich zerſtœrt, aber ſie um ſo mehr reinigt; dieſem Gewinnſt an klaren Maximen, welcher nach dem Verluſte des Ideals, ſich der Vernunft um ſo wærmer aufdringt; dieſer Menſchenkenntniſs, welche man, von den Bekenntniſſen einer eroefneten Seele geleitet, gleichſam aus ſich ſelbſt und um ſo angenehmer hervorholt, læſst ſich eine innige Theilnahme niemals verſagen. Der Gott zerrann vor uns, aber ein Bruder iſt uns vollkommner an ſeine Stelle getreten.

Die ſpæteren Bekenntniſſe haben auch noch vor den erſteren den Vortheil voraus, daſs ſie dieſe noch glaubwürdiger machen. Die Schilderungen jener jugentlichen Spannung, welche ſich jedem Gefühle mittheilen muſsten, ſchienen nur ein ſanfter und heiterer Traum, der uns unwillkührlich fortriſs. Die Melodie ſeiner Vorſtellungen, der Zauber ſeiner Schwærmerey, das ſtille Feuer, der heimliche Bezug einer einzigen Begierde nach Ruhe

und

und heiterer Glückſeeligkeit, ſelbſt der träge Friede kœnnen zu der Hœhe erſt nach einer Menge von Begebenheiten gelangt ſeyn, welche wir hier nur in ihren Spuren wiedererkennen. Iener Genuſs, ſo wie er ihn mit ſeinem Iünglingsalter verbunden darſtellt, war das Reſultat mehrerer Erfahrungen, einer længeren Lebensdauer, denen er das Angenehme und Lachende in dem Augenblicke des Zeichnens entwandte, um ſie in den erſten Zeitpunkt des Daſeyns überzutragen. Dieſer war nicht ſo, wie er ihn ſchildert, ſondern er ſchildert ihn, wie er denſelben ſich ſpæter, als genoſſen, einbildete. Die Mühſeeligkeiten und das Elend eines jeden Tages werden durch neue Schmerzen verwiſcht; aber das Angenehme erhælt ſich in der Zurückerinnerung. Er ſah ſeine Iugend als eine verlohrene ſeelige Vorwelt an, an der er, rein und unkœrperlich herumſchwærmend, wie an einem goldenen Zeitalter hing.

Die erſten Theile ſeiner Bekenntniſſe ſcheinen auch wirklich einem vorigen Leben anzugehœren. Nichts findet man davon in ſeinen ſpæteren Schickſalen wieder; keine

Spur jener Offenheit, jener zärtlichen Weichlichkeit, jener Nachgiebigkeit, die ihm aus einem Arkadien angebohren zu seyn scheinen. Eine furchtsame, scheue, menschenfeindliche Düsterheit hat sie verdrängt, und Rousseau ist nicht Rousseau mehr. Aber keine Revolution in der Welt geschieht in ihrem Inneren plœtzlich. Diejenigen Umstænde, welche sie immer weiter zu entfernen scheinen, bereiten sie oft langsam und um so sicherer vor.

Wenn es überhaupt mœglich wære, mit ungeschwæchter Wahrheit die Gefühle seiner Iugend im spæteren Lebensalter sich wiederzuerinneren, so würde man sich über die Geschichte der Seele manches grosen Mannes weit mehr im Reinen befinden. Aber der allein schon stille Flus vorüberschleichender Stunden, wenn sonst auch kein entscheidender Unfall mit der ganzen Lebensweise auch die Vorstellungen abændert, wæscht die erkaltende Seele von allen Erinnerungen rein; immer nach Genus und Glückseeligkeit haschend, sammelt sie nur frohe und freundliche Augenblicke zusammen, die Entfernung in Zeit und Raum belebt und malt das

Schee-

Schœne noch lockender aus, seine verhaßten Seiten vergehen oder koloriren sich anders, und so ist am Ende jener Nachgenuß der Jugendjahre gebildet, welcher meistentheils früh sich mit der ängstlichsten, beklommensten Sehnsucht zurück nach ihnen, verbindet. Was jener dem Glücke der Gegenwart sanft und lächelnd hinzufügt, fühlt man wieder durch diesen sich gewaltsam entzogen.

Man sieht es nun aber, wie wenig wahr die Darstellung dieses Zeitpunktes seyn könne. Alle diese haben nur ein einziges Muster, nach dem sie sich bilden, Unschuld und niemals getrübten Frohsinn; und alle Gemælde der ersten Zeitalter sehen einander gleich. Ein entzückendes Nichtsthun wird über alle ernsthaften Regungen Herr; die kummerlosen Stunden im schœnen Genuß seiner hœchsten Existenz verschlingen mit stærkern Eindrücken alle Anfælle des Trübsinnes, und man freuet sich seines Lebens, ohne eigentlich weder dies noch seine Freude zu fühlen. Was aus dem Strome ans Land der Zukunft geworfen wird, sind nur Annehmlichkeiten und Gunst des Glückes. Die Er-

ziehung liegt in den Umſtänden mehr als in den Menſchen, und man wird das was man ſeyn ſoll, ohne zu fühlen *wie.*

Was die Menſchen in jenem Zeitpunkte auf die Erziehung wirken wollen, müſſen ſie den Umſtänden anvertrauen. Dieſe bemächtigen der Empfänglichkeit ſich weit früher und gewiſſer, als die unmittelbaren Eingriffe des Willens, und alle Ereigniſſe der Zukunft werden von dem erſten Stoſſe dieſer Zufälle abhängig.

Die Stimmung, welche Rouſſeau von ſeiner Erziehung erhielt, findet ſich in allen Zuſammenſetzungen, und Lagen ſeiner Geſchichte auch auffallend wieder. Ohne ſich von einer dichteriſchen Einbildungskraft begeiſtert zu fühlen, welche zur Bildung und Ausſchmückung ihrer Gemälde ſich nur von der Laune und von unwillkührlichen Eingebungen leiten läſst, muſste er immer erſt durch den Anlaſs eines empfindlichen Eindruckes aufgefodert werden, ſich ihm zu überlaſſen, alle zufällige Wahrnehmungen zu ſammeln, und ſeinem jedesmaligen Bedürfniſſe

niſſe gemæſs zuſammenzuſtellen. Nie findet man daher jene Bilder und Rührungen in ſeinen Arbeiten den Kreis der Paſslichkeit verlaſſen, ſeine bildende Hand ſchaltet über einen nur geringen Reichthum von Bildern und Vorſtellungen mechaniſch künſtlich, und verſteckt in einer Fülle von æuſseren Wendungen die innere Kargheit. Dies giebt ſeiner Sprache die unendlich ſanfte und liebliche Ruhe, welche ſich des Leſers mit Gewiſsheit bemæchtigt. In einem beſchrænkten aber weiten Bette gleiten langſam ſeine Empfindungen hin, und ehe man es will, findet man ſich an ſeine Gedanken mit Blumenketten geheftet, die er nicht wieder aufloeſt, als bis er ſelbſt ermattet.

Iene Schlaffheit, welche ſeine Iugend ſo unthætig macht, welche, ohne Arbeit, gekoſtet zu haben, ſo früh ſchon nach einem Ruheplatze herumziehet, ſtoeſst in ſeinem ganzen künftigen Leben auch an die kleinſte Schwierigkeit an. Er verfællt von einer Arbeit zur anderen, weil er die jeder von ihnen angehœrenden Hinderniſſe ſich nicht zu überwinden getrauet. Bald ſehen wir ſeinen

Wunsch, als Musiker sich Ruhm und Brod zu verschaffen, bald spielt er Schach, und endlich geht er als Gesandschaftssekretär nach Venedig. In jedem findet seine Furchtsamkeit etwas misliches, seine Trägheit etwas anstœssiges. Kein Traum findet sich realisirt, und keine Hofnung erfüllt. Unaufhœrlich mit vergangenen Zeiten beschæftigt, mus er den Genus der Gegenwart und die Ahndung der Zukuft vergessen.

Ein neuerer Schriftsteller *) hat es mit überzeugendem Scharfsinne bewiesen, das Rousseau ein gebohrenes Künstler-Genie war, mit allen seinen Talenten, Gemüthsgaben, Launen und Eitelkeiten; aber mir scheinen die Eigenschaften desselben, die uns darauf führen, erst spæter entwickelt. Es waren in früher Jugend noch andere Talente, und zwar selbst solche in ihm, die dem Hange zu der Kunst geradezu entgegenarbeiten; aber die stille Neigung zu einer wollüstigen, durch nichts gestœrten Ruhe, welche die Verzærtelungen seiner ersten Erziehung næhrten, führte ihn selbst unter den sanften Træumen seiner

*) Herr von Randohr.

seiner Seele zu der Ausbildung jener Fertigkeiten, deren der Künstler bedarf. Verlangen nach friedlichem Genuss schliesst die Sinne unvermerkt der Wahrnehmung von Schœnheit und Grazie auf; der lässige Müssiggang führt am leichtesten zur bequemen Erlernung kleiner mechanischer Künste, zur Uebung des grübelnden Scharfsinnes und zusammensetzender und ausdauernder Einbildungskraft, der Mangel an jeder anderen Beschæftigung, und die Langeweile zur Geduld in der Ausführung. Seine Art zu arbeiten, seine æusserste Sorgsamkeit in der Aufsicht über die kleinsten Verhæltnisse seiner jedesmaligen Beschæftigung, der Zug, dass er immer, um zu arbeiten, von einem angreifenden Gegenstande aufgefodert werden muste, selbst die spæte Entwickelung seines Genies, liegen schon in der Art seiner Selbsterziehung vorbereitet. Er kopirte nachmals Noten und Schriften mit eben der Geduld, er verrichtete mit eben der Sorgfalt die kleinsten mechanischen Arbeiten im spæteren Alter, mit der er die Træume und Beschæftigungen seiner Jugend zusammensezte und ausmalte.

Die ſtille Schwermuth, welche ihn ſo ganz eigen bezeichnet, das ewig brennende Verlangen nach einem ruhigen Plætzchen, wo er in feſſelloſer Muſse ſeine Stunden vertræumen konnte, iſt ein æhnliches Reſultat ſeiner erſten Geſchichte. Wie es dieſe ohne Widerſpruch zeigt, ſo waren dieſe Træume im Anfange mehr lachend und heiter, als düſter; nur nachher gewannen ſie jene ſchmerzliche Dunkelheit. Da er immer nur ein Schæferleben kannte, wo die Menſchen mit ihm ganz zuſammentrafen, den nemlichen Empfindungen nachgingen und ganz in ſeinem beſchrænkten Gedankenkreiſe, ſo wie er, ſich glücklich fühlten, ſo ſprang er in ſpæteren Iahren als dieſe Ahndungen der Zukunft ſich durch ganz entgegengeſezte Erfahrungen geſtœrt fanden, zum Gegentheil über. Er hatte noch zu wenig gelebt, um dies Extrem mildern zu kœnnen, und da ihm alle ſüſse Bilder der jugendlichen Schwærmerey entwendet wurden, füllte er ihren Platz mit traurigen Vorſtellungen aus, auf die ihn ein ungünſtiges Schikſal nicht allmæhlig geleitet, ſondern die ihm Unglück ohne Vorbereitung aufdrang. Der ſchmale Kreis ſeiner Erfahrun-

gen

gen verleitet ihn überhaupt sein ganzes Leben hindurch zu so gewaltsamen Sprüngen, und man sieht ihn von einem ängstlichen Schwanken zwischen zweyen Grundsätzen, welche er beyde gern begünstigen möchte, unaufhörlich zerrüttet.

Alle seine nachherigen Schicksale und Unternehmungen ernährten diese schwermüthige Neigung. Die sitzende Arbeit beym Notenschreiben, und selbst das Mechanische dieses Geschäftes, welches der gereizten Phantasie bald einen grenzenlosen Tummelplatz aufschliefst, der Drang der Umstände, welche ihm Aufopferung mancher lieben Bequemlichkeit erbot, um seinem Geiste endlich einmal einen festen bürgerlichen Standpunkt zu geben, die Nothwendigkeit sich bey tausend inneren und äuiseren Anreizungen zum gesellschaftlichen Leben von den Menschen loszumachen, um von seiner Hände Arbeit in Unabhängigkeit leben zu können, und der daraus nachher entstehende natürliche Hang zur Einsamkeit, alles drückte seine Seele mit einem Gewichte nieder, das sie nur selten wieder emporzuheben vermochte.

Indeſs erwacht der glückliche Lebensgenuſs in tiefer Ruhe und mæſsiger Betrachtung wieder, ſobald er nur erſt wieder fühlt, er habe ſich ihnen mehr genæhert. Nach der vorgeblichen Steinigung zu Motiers-Travers, woran Thereſe, der es im Dorfe nicht gefiel, wohl ſchuld ſeyn konnte, nahm er zur St. Petersinſel im Bielerſee ſeine Zuflucht, brachte hier, wie er uns ſelbſt erzæhlt, zwey Monate damit hin, Muſik und Botanik zu ſtudieren, mit einem umgebundenen Sacke auf die Bæume zu klettern, und ſein Obſt ſelbſt zu brechen, Kolonien von Kanninchen auf die kleine Inſel zu führen, oder ſich mit gen Himmel gerichteten Augen auf dem Rücken in einen Kahn zu legen, und ſich ſo ganze Stunden bis tief in die Nacht, auf dem See von der Willkühr des Windes und der Wellen umhertreiben zu laſſen.

„Wenn der Abend kam," ſagt er," verlieſs ich die Anhœhen der Inſel, und ſezte mich an das Ufer des Sees in irgend einem heimlichen Winkel auf den Sand nieder. Das Geræuſch der Wellen, und die unruhige Bewegung des Waſſers beſchæftigten alle mei-

ne

ne Sinne, und liefsen in meinem Herzen keine andere Unruhe aufkommen, sondern machten, dafs ich mich in entzückenden Træumereyen verlohr, in welchen die Nacht mich, ehe ich es selbst bemerkte, oft überraschte. Das An- und Abprellen der Fluth, das anhaltende, Ruckweis verstærkte Geræusch dieser Bewegung gab meinen Augen und Ohren ohne Unterlafs Eindrücke; und diese Eindrücke vertraten die Stelle innerer Gefühle, die während meines Hintræumens in mir erloschen, und waren zureichend, mich mein Daseyn mit Wohlbehagen empfinden zu lassen, und der Mühe des Nachdenkens zu überheben. Von Zeit zu Zeit stiegen in mir schwache, augenblickliche Betrachtungen über die Unbestændigkeit der Dinge dieser Welt auf, wovon mir die Oberflæche des Wassers ein Bild darbot. Aber diese flüchtigen Eindrücke erloschen gar bald in der Gleichfœrmigkeit der ununterbrochenen Bewegung, auf welcher ich gleichsam hinschwebte, die mich aber ohne alle thætige Theilnahme meiner Seele, dennoch so angenehm festhielt, dafs ich mich ungeachtet der Aufforderung der Zeit und des verabredeten

Zei-

Zeichens, dennoch nicht ohne Mühe von dieſem Ort loſsreiſsen konnte.“ —

Noch lebhafter iſt dies Gemælde an einer anderen Stelle, die ich hier mit *ſeinen* Worten herſetzen will:“

„Quant le lac agité ne me permettait „pas la navigation (ſeine obenerwæhnte) je „paſſais mon aprés-midi à parcourir l'isle — „— — m'aſſeyant tantôt dans les réduits les „plus rians et les plus ſolitaires pour y rêver „à mon aiſe, tantôt ſur les terraſſes et les ter„tres pour parcourir des yeux le ſuperbe et „raviſſant coup-d'oeil du lac et de ſes riva„ges, courronnés d'un coté par des mon„tagnes prochaines, et de l'autre élargis en „riches et fertiles plaines dans lesquelles la „vûe s'etendoit juſqu'aux montagnes bleuâ„tres plus éloignés, qui la bornaient. En ſor„tant d'une longue et douce reverie, me „voyant entouré de verdure, des fleurs, „d'oiſeaux et laiſſant errer mes yeux au loin „ſur les romanesques rivages qui bordaient „une vaſte étendue d'une eau claire et cryſtal„line; j'aſſimilais à mes fictions tous ces aima-

„nimables objets, et me trouvant enfin rame-
„né par degrés à moi-même, et à tout-ce
„qui m'entourait, je ne pouvois marquer le
„point de séparation des fictions aux réalités,
„tant tout concourait également à me rendre
„chére la vie receuillie et solitaire que je me-
„nais dans ce beau séjour. Que ne peut-elle
„renaitre encore!“ (ruft er endlich aus), Que
„ne puis je aller finir mes jours dans cette
„isle chérie, sans en ressortir jamais, ni ja-
„mais y revoir aucun habitant du continant
„qui me rappellat le souvenir des calamités
„de toute espèce qu'ils se plaisent à rassem-
„bler sur moi depuis tant d'années!“

In dieser Geschäftslosigkeit glaubte er seinen hœchsten Genuss zu finden, aber der heitere Ton der Seele, welcher eigentlich nur ermattende Geschæftigkeit im vollen Umfange und mit Dauer beglückt, hœrte bald wieder auf. Er schwærmte allenthalben, von seinen eigenen Bildern gestœrt, rastlos umher, und überall passt die Stelle seiner *Heloise* auf ihn: „Thor! wo fliehest du hin! das Gespenst ist „in deinem eigenen Herzen!“ —

Indeſs traten zur Verſtimmung ſeines Inneren auch noch die äuſseren ängſtlichen Verhältniſſe ſeiner Häuslichkeit hinzu. Seine Thereſe, ein doch nur, und beſonders nach dem Verluſt ihrer jugendlichen Anmuth und Unbefangenheit, welche ihn zuerſt feſſelte, höchſt unbedeutendes Geſchöpf, hatte ihn dieſer Umſtände wegen zwar im Anfange ihrer Verbindung hinreichend zu unterhalten vermocht. Ihre ſanfte Nachgiebigkeit paſste zu ſeinen Schwärmereyen, ihre Schwäche, die ſie ihm ganz anſchmiegte, war Bedürfniſs für ſeine Begierde ſich mitzutheilen, Frau von Warens hatte ihn an ein weibliches Weſen gewöhnt, das ihn verzog; aber auch unter den reizendſten, einfachſten Genüſſen froher Sinnlichkeit und wahrer Geiſteserhebung, muſste ihn doch die Vergangenheit zuweilen an das mahnen, was ihm von ſeiner erſten Geliebten für ſeinen Enthuſiasmus wiedergegeben war, an ihren reinen Sinn, an ihre entzückende Ueppigkeit und an die Wolluſt des Umganges, der alle Geiſtesfähigkeiten durch Aufmunterung hebt und verdoppelt.

Zwar

Zwar ſagt er, er habe die erſten ſechs Jahre des Umganges mit ihr die vollkommenſte häusliche Glückſeeligkeit geſchmeckt. „Das Herz meiner Thereſe war das Herz eines „Engels; unſere Zuneigung wuchs mit unſe„rer Vertraulichkeit, und wir fühlten von „Tage zu Tage mehr, wie ſehr wir für einan„der geſchaffen waren. Wenn unſere Ver„gnügungen ſich beſchreiben lieſsen, ſo wür„den ſie durch ihre Einfalt Lachen erregen. „Unſere einſamen Spaziergænge auſser der „Stadt, wo ich einen koſtbaren Aufwand „von acht bis zehn Sols in irgend einem „lændlichen Wirthshauſe machte; unſere klei„nen Abendeſſen im Raume vor meinem Stu„benfenſter, bey welchem wir, einander ge„genüber, auf zwey Fuſsſchemeln ſaſsen, die „wir auf einen Koffer geſtellt hatten, der ge„rade die Breite der Fenſterbank einnahm — „dieſe Fenſterbank diente uns dann zum Ti„ſche; wir athmeten friſche Luft ein, konn„ten die Gegend überſchauen, die Vorüber„gehenden ſehen, und obgleich im vierten „Stockwerke, dennoch alles auf der Gaſſe „beobachten, ohne uns im Eſſen ſtœren zu „zu laſſen. — Wer kann die Reize ihrer „Gaſt-

„Gaſtmæler beſchreiben! Wer kann ſie füh-
„len? — Sie beſtanden, ſtatt aller Gerichte,
„aus dem Viertel eines groſsen Brodes, eini-
„gen Kirſchen, einem kleinen Stückchen
„Kæſe und einem halben Schœpchen Wein,
„das wir beyde mit einander austranken.
„Freundſchaft, Zutrauen, Vertraulichkeit,
„Sanftmuth der Seele, wie kœſtlich iſt das
„Mahl, das durch euch gewürzt wird! Zu-
„weilen blieben wir da bis Mitternacht ſitzen,
„ohne daran zu denken, daſs es ſo ſpæt war,
„wenn uns Mama nicht erinnerte.“

Aber dies dauerte nicht lange. Mama ſchuf ſich immer ein eigenes Intereſſe, und wuſste Thereſe mit in das ihrige zu verwickeln. Ueberdem war Thereſe eiferſüchtig auf ſeine Freunde, welche ihr denſelben manche Stunde lang Augenblicke ſtahlen, und um ihn inniger noch an ſich zu feſſeln, machte ſie ihm alle ſeine Bekannten verhaſst. Dies muſste ſeine Schwermuth unendlich vermehren, und wurde zur erſten Quelle des Menſchenhaſſes, von dem wir nachher alle Gefühle bemeiſtert erblicken. In zu der Zeit, als man ſich noch um ſeine Freundſchaft und

ſeinen

ſeinen Umgang ängſtlicher bewarb, als ſie noch fürchten konnte, ihn einmal einzubüſsen, ſcheint ihre Anhänglichkeit den hœchſten Grad der Wærme beſeſſen zu haben; ſie hielt ſich, trotz aller Anfoderungen und Kunſtgriffe ſeiner Freunde und ihrer Familie ihm treu, und zuerſt in der Einſamkeit, wo ſie nichts mehr beſorgen konnte, gab ſie den Eingebungen ihrer Mutter mehr nach. Er fühlte dies auch ſehr bald. Ihre Offenheit war verſchwunden; ihr Karakter verſteckter. Nun lediglich noch auf ein dürftiges, freudenleeres Verhæltniſs mit einem armſeeligen Weibe beſchrænkt, kroch er immer mehr und mehr in ſich ſelbſt zuſammen, und ſein Mistrauen gegen alle ſeine Bekannte vermehrte ſich nur bey ihren Verſuchen, ihn durch heimliche Wege einem Misnuthe zu entziehen, welchen ſie ſeiner drückenden hæuslichen Verfaſſung zuſchrieben. Sein Betragen verænderte ſich überdem ſo wie ſein Ruf zunahm, er ward ſeinen Anhængern durch Hartnæckigkeit læſtiger, ſein Trotz erhielt ein gezwungenes Anſehen, ſeine Freunde ſtieſsen œfterer an, und allgemach erzeugte ſich jene ſchwarze Idee von einem fœrmli-

chen Komplotte gegen ihn und seine Celebrität, welcher gewiss niemals statt hatte.

War diese Idee erst wirklich in seiner Seele begründet, so lieferte sie ihn zugleich wirklich in die Hände derer aus, die eine eigentliche Absicht, ihm zu schaden, oder ihn nur zu benutzen hatten. Therese mit ihrer Mutter bekam eine unbeschränkte Gewalt über ihn, und jene Geschichte zu Motiers-Travers scheint lediglich daher ihren Ursprung zu haben. Die Sicherheit war um so grœsser, je mehr ihn Entfernung von allem Umgange an diese Familie fesselte. Wenn er misvergnügt aus einer Gesellschaft nach Hause kam, vielleicht durch seine eigene Schuld es geworden, ermangelte man nicht, es auf die Menschen überhaupt zu schieben, und der arme Rousseau blieb künftig zu Hause, um sich an seinen eigenen Grillen zu nähren. Seine zu grosse Schwachheit und Nachgiebigkeit mussten auch unvermerkt Theresen entfernen; denn die Weiber verachten am Ende den immer, welcher ihnen beständig gehorcht, und in ihren Umgange allen eigenen Willen verliehrt. Rousseau ward immer sonderbarer

und

und finſterer, und bald war ſein ſpæterer Karakter gebildet.

Die wirklichen Verfolgungen, welchen ſeine Schriften ihn ausſezten, kamen zu den eingebildeten hinzu, ſeinen Miſsmuth wie ſeine Arroganz zu erhœhen. Der Gedanke, nun ein Mærtyrer der Wahrheit und Tugend zu ſeyn, dehnt beyde zu einer unglaublichen Grœſse aus, und verleitet ihn zu wiederholten Schritten, die ihn noch tiefer in Unfælle ſtürzen, ohne ihn derſelben verdienter zu machen. Er irrt von Orte zu Orte herum, und bringt ſich muthwillig ſelbſt um die Ruhe, die er nie aus den Augen zu laſſen vorgiebt. Immer ſcheint er nur darin zufællig verwickelt, aber ſeine Eitelkeit, dem Publiko immer merkwürdig zu bleiben, ſein Eigenſinn, der ihm mehr Ueberlauf zuzieht als abweiſt, hængen mit ſchmerzhaften Ereigniſſen zuſammen, welche ihm die Træume der Vergangenheit immer lebhafter auffriſchen, und das Gefühl der Gegenwart immer unertrægicher machen.

Seine natürlichen Anlagen waren die eines harmloſen Træumers. Zwar verræth mancher Iugendſtreich einen boshaften Knabenmuthwillen, manche Unternehmung eine unerwartet leichtfertige Gewandheit, aber man ſieht ihn doch, ohne Seelenerhebung, immer ſchlæfrig, træg und ſchüchtern die Bahn der ſchlaffen Zufriedenheit fortwandeln, auf der er nur ſelten, von einem Funken zukünftiger Celebrität und Grœſse überraſcht, einmal ſtillſtehet. Zuweilen gehœrt es zu ſeinen Træumen, berühmt zu ſeyn, aber ſeine ſchœnſten Iahre verſtreichen in einer üppigen Schwelgerey und Verzærtelung.

Bey Frau von Warens gewinnt er ſeinen Hang zum weiblichen Geſchlechte zuerſt. Ohne einer einzigen Leidenſchaft heftig anzuhængen, læſst er ſich nun gern verziehen, und gewœhnt ſich an die Liebkoſungen des anderen Geſchlechtes, ohne ihm lange etwas dafür wieder zu geben. Es iſt ein paſſiver Genuſs, und ſelbſt als er ælter wird, fængt er an, im Vergnügen ſo viel zu grübeln, daſs der günſtige Augenblick ihm darüber verſtreicht. Signore Janotto, ſagt ihm ſeine venetia-

netianiſche Liebſchaft mit Recht, *laſcia le donne, e ſtudia la matematica.* Zu ſehr ſeinen Idealen hingegeben, findet er in der Wirklichkeit nichts für ſeinen Geſchmack, und doch læſt er ſich zuweilen unwillig von ſeinen Bedürfniſſen überraſchen. So wird ſeine Thereſe le Vaſſeur zuerſt ſeine Beyſchlæferin und dann freywillig ſein Weib. Er iſt im Anfange unausſprechlich glücklich mit ihr; ſie giebt ſeinen Schwærmereyen nach, ſie hat Verſtand genug, ſeinen Schwæchen zu ſchmeicheln, ſie ſorgt für ſeine Sinne. Seine Hæuslichkeit und die mit ihr verdoppelten Bedürfniſſe ziehen eine Zeitlang ſeine Ideen vom drückenden Herumſchweifen ab, ſtillen ſeine Unruhe, heben ſeine Zerſtreuungen auf, ſeine Thætigkeit erwacht, und er fængt an, ſich in ihr glücklich zu fühlen. Aber nur im Anfange war dieſe Verbindung für ihn ſo voll von heiteren Freuden, ſpæter hin drücken ihn ſchmerzhafte Folgen.

Auch ein lebhafteres Gefühl ſeines eigenen Selbſtes erweckt ihn auf einmal aus ſeiner Mattigkeit. Er geræth in Paris mit den grœſsten Kœpfen, einem Diderot, und mehreren

reren Encyklopädiſten in eine enge Verbindung, ſein Ehrgeiz erwacht; leicht von einem Gegenſtande zur Nachahmung hingeriſſen, ſteht er auf, um zu einem Muſter der Moral ſich zu erheben. Sein Ruf wird lauter, und er ſo immer mehr der Gegenſtand des Neides und einer ungebrochenen Verfolgung.

Selbſtgefühl, oder ich will auch ſagen, jene Selbſtſucht Rouſſeaus, welche in der Verzärtelung erſter Erziehung ihren Grund hat, wird auch nachher zu allen ſeinen Fehlern die tiefſte und wirkſamſte Veranlaſſung. Die Quelle, woraus zugleich ſeine wärmſten Empfindungen entſpringen, alle ſeine heiterſten Freuden, ſeine reinſten Entzündungen, giebt auch einer Kälte den Urſprung, welche ihn von den natürlichſten Gefühlen abwendig macht. Ein Genuſs ſeiner Kräfte, vielleicht nicht, ſo wie ſie ſich äuſserten, ſondern wie ſie ſich, zwangloſer, hätten äuſseren *kœnnen*, macht ihn ungerecht gegen die Gefühle anderer Menſchen, die er in den ſeinigen gern hätte mitunterdrücken mœgen.

Man

Man betrachte die ihm so sehr zum Vorwurf gemachte Geschichte seiner mit Theresen erzeugten Kinder, die er ihrer Mutter gleichsam vom Busen reisst, um sie dem Findelhause anzuvertrauen. Er entschuldigt zwar diesen Fehler, aber gewiss nur mit Gründen, die er erst spæter erfand, wo die Zeit und die Entfernung von jenen so gemisshandelten Gegenstænden die ersten Gefühle der Natur schon lange verwischt hatte. Seine Lage war drückend, aber seine Bequemlichkeit, sie nicht verlassen zu wollen, noch grœsser. Er verabscheuet jede Verænderung darin, die ihn seinem alten Gedankensysteme, seinen Grillen und dem Laufe der Einbildungskraft entfremden kœnnte, und opfert lieber eine augenblickliche Aufwallung hin. Sein hoher Sinn für alles Gute, Edele und Schœne æussert sich nur dann, wenn es sich mit Mühe ausüben læsst, und den Eindrücken des Augenblicks der Furcht einer læstigeren Zukunft kann er nicht widerstehen. Ueberhaupt scheint dieser Sinn die Frucht einer Krankheit zu seyn, die in den Augenblicken, wo sie nachlæsst, ihn zu Hærten verleitet. Nur auf eine geringe Menge von Be-

dürfnissen eingeschränkt, glaubt er auch in diesen zugleich ein Recht zu haben, für ihre Befriedigung alles hingeben zu dürfen. Ruhige Spekulation, eine gewisse Verwöhnung seiner Freunde, ein Nachgeben seiner Grillen, und selbst eine Unzufriedenheit mit den Menschen, welche ihn, nun zur Gewohnheit geworden, mit sich um so zufriedener macht, haben sich so sehr seines Wesens bemächtigt, dass es ganz aufhören zu müssen scheint, wenn eins von ihnen sich davon trennen sollte. Kann man es ihm nicht verzeihen, dass er hier ein schreckliches Opfer seiner Erziehung wird, dass er sich von natürlichen Empfindungen trennt, um sich von einer erkünstelten Nothwendigkeit um so gewaltsamer fortreissen zu lassen, und dass überhaupt jene Gefühle jenseits eines gewissen Zeitalters der Jahre, ausserhalb dem schönen Glücke der Häuslichkeit, matter und unwirksamer sich äussern.

Es ist wahr, er sinkt hier noch tiefer, als zur Gewöhnlichkeit der Menschennatur herab. Aber hört er darum auf, ihr doch anzugehören? Manche der menschlichsten, man-

manche der bezauberndſten und wohlthætigſten Tugenden hat in einem Fehler ihren Grund! Und welches der ſchœnſten Güter des Lebens, wenn es auch nur aus bloſsen Gefühlen beſteht, wird ohne eine Aufopferung anderer Güter erkauft? Der Geiſt bereichert ſich an Græſse nur durch manches Unglück, in das er alles um ſich her verwickelt, und gelangt niemals zu dem Ueberblicke, der die Erhabenheit ſeines Urſprunges bezeichnet, als durch die Hingabe vieler für die meiſten Menſchen ſehr wichtiger Kleinigkeiten. Dies iſt nicht ganz hier der Fall; aber man kann die Stimmung, die jenes veranlaſste, als einen Erſatz für ſeinen Karakter anſehen. Sie befreundete ihn am innigſten mit jener hœheren Tugend, die ſich, mit ſich ſelbſt befriedigt, von den Menſchen abkehrt, und er ſchœpfte *zum Theil* die Neigung aus ihr, da ſtiller Lehrer zu werden, wo er ſich zu ſchwach fühlte, mit ganzer Kraft handeln zu kœnnen.

Und ich getraue mir nicht, zu entſcheiden: was konnte der Nachwelt nützlicher ſeyn? durch eine gute, menſchliche Hand-

Handlung, die man weniger achtete, weil sie zu natürlich war, sich unter seinen Freunden und Bekannten ein mit ihnen vergängliches Denkmahl zu stiften, oder, ein stiller Lehrer der Menschheit auch aufserhalb dem Kreise derer, die seine Lebensgeschichte wufsten, Geister zu erheitern, und Herzen zu erwärmen? Konnte eins ohne das andere nicht seyn, wurden die Handlungen jener von den Aufwallungen dieser Neigung vernichtet, welches war dann das wertheste und nothwendigste? Man urtheile doch nicht, von sklavischen Banden in einem elend engen Wirkungskreise gehalten, über die Ausbrüche einer gekrænkten Stimmung, und selbst einer Ehrfurcht, die sich der ganzen Welt weit næher angehœrend fühlen!

Freylich hat er bey den freywilligen Opfern, welche er diesen bringt, nur wenig Verdienst. Die Bedürfnisse anderer, Wohlstand und æufsere Ehre verachtet und giebt er hin, aber sie kosten ihn nichts. Seine ganze Natur ist ihnen fremd, oder er hat sich ihnen in der Art seiner Erziehung schon lange entwœhnen müssen. Die kleinen Nothwendigkeiten

keiten, an deren Erfüllung er sich selbst gefesselt hat, reissen ihn hingegen über alle Empfindungen hin, und machen die edelsten Gefühle und Ahndungen der Natur schweigen. Er kümmert sich um Gehalte und Unterstützung nicht, die er nicht nöthig zu haben glaubt, und die er hätte annehmen sollen, um seine Kinder selbst und besser erziehen zu können. Aber welche Kämpfe gehen allen seinen Handlungen vorher! Der gedrückte Geist krümmt sich unter allen Anfällen höchst gewaltsam, und fällt unter der Nothwendigkeit seiner Natur, nur ein Opfer der rührendsten Menschlichkeit.

Rousseaus Karaktergemälde ist in dieser Rücksicht überhaupt nur eine Zeichnung aus der allgemeinen Menschennatur gehoben, so wie Sittlichkeit sie verderbt, und Erziehung sie verschroben hat. Allen Menschen sind Gefühle von Edelmuth und Grœfse eigen, worauf Rousseau nur, weil er sie bey andern weniger wahrnimmt, stolzer ist; bey allen behindert Eigenliebe aber mehr oder weniger ihren Ausbruch. Die Empfænglichkeit für die Veranlassungen sie zu zeigen wird enger

und

und ſtumpfer, je mehr das Selbſtgefühl auch zu Selbſtbeſchauung verleitet. Ohne miſslungene Plane, ohne geſcheiterte und verkannte Anſprüche gehœrt dieſer Gattung verzærtelter Seelen die ganze Welt an, und ſie umſpannen den Erdkreis mit Liebe, wenn nicht irgend eine Rückſicht auf ihr eigenes *Ich* ſie zurückhælt. Das Uebel wird aber um ſo ſchlimmer, die Beleidigung ihrer Anſprüche um ſo ſchwerer und empfindlicher, je mehr ſie ſich innerhalb einer gewiſſen Sphære beſchrænkt halten. Ganz ſo ſtellt auch Rouſſeau ſich dar. Die Augenblicke eines von fremden Eingriffen ungeſtœrten Genuſſes ſeiner ſelbſt, gehœren allen Menſchen zugleich mit an, und er haſst ſie nur, von ihnen in ſeinen Rückſichten gekrænkt.

Indeſs war es natürlich, daſs der Druck dieſer Eigenheiten, ſeine ſo æuſserſt zarte und leicht zu beleidigende Empfindbarkeit von ihm auch manche ſeiner Freunde entfernt; und ſo liegt in der Folge der Urſach nur noch eine Verſtærkung der leztern. Er fühlt ſich gekrænkt; ein allgemeines Miſsvergnügen macht ihn gefühlvoller für ſich; er

wird

wird kälter gegen das, was ihn umgiebt; sein Hang, abgesondert und *einsam* zu *scheinen*, macht ihn *wirklich verlassen*. Seine Empfindlichkeit hat überhaupt nichts für das Wohlwollende, Gefallende eines freundschaftlichen Menschenanlockenden, Menschenerheiternden Umgangs; oft gänzlich und beleidigend stumm, will er nichts dafür geben, worauf doch seine Foderung dringt; abwechselnde Launen machen seine Freunde immer in seinem Karakter ungewisser, und da er endlich über die Ursach seiner Abgeschiedenheit nachdenkt, sind schon alle Mittel unwiederbringlich verloren. Aufser dem abschleifenden Zirkel der grofsen Welt erzogen, und nur von seinen selbsterschaffenen Vorstellungen genährt, weifs er nichts von den annehmlichen kleinen Zauberkünsten freundschaftlicher Verständnisse, und durch Nachgiebigkeit verzogen, verschliefst er auch das in sich, was diese einigermafsen zu ersetzen vermöchte.

Aus demselben Grunde sieht man Rousseau mit weit mehr Behaglichkeit beym weiblichen Geschlechte verweilen, besonders da, wo er

Bieg-

Biegſamkeit für ſeine Ideen, Duldſamkeit für ſeine Launen und Schwächen, Gefühl für die Eigenthümlichkeit ſeiner Gefühle, Schwärmerey für ſeine Schwärmerey antrift. Die Dienſte, welche ihm eine Freundin erweiſst, werden mit weit mehr Wärme in ſeinem Gedächtniſſe niedergelegt, als alle wirklich weit wichtigeren Aufopferungen ſeiner Freunde. Die Delikateſſe, mit der ihm jenes Geſchlecht ſeine Gunſtbezeigungen darbietet, iſt ihm unverdächtiger, ſelbſt ihre Eigenheiten, ihr kleiner Dünkel und Trotz, den er am männlichen niemals verträgt, macht die Weiber ihm rührender, und oft ſieht man ihn, ohne daſs er es bemerkt, wenn beſonders irgend ein Ehrgeitz hinzukommt, von einer harten Despotie grauſam und doch geduldig beherrſcht.

Dem Zeitpunkte, wo er für wirkliche Liebe wieder erwacht, ſehen wir einen anderen vorangehen, der dieſem Genuſſe, dieſer Begeiſterung, dieſem ſchwelgenden Leben in Gegenſtänden, mit denen er ſich verwandt fühlt, ſeine ganze Stimmung wohlthätig vorbereitet. Die wirklichen Weſen, welche ihre

Arme

Arme ihm nachher entgegenbreiten, sind nur Stellvertreter von andern, mit denen er schon lange gelebt hat, und verdrängen eine ganze lebendige Welt ätherischer schöner Gestalten.

Als er sich aus der Stadt zum Landleben hinausgerettet hat, als der Gesang der Nachtigallen sein Ohr wieder zum erstenmale berührt, als er alle seine Leiden zu Ende, alle seine Wünsche und Ahndungen erfüllt glaubt, schliefst auch seine Seele zugleich sich dem paradiesischen Genusse seines eigenen Selbsts auf. Eine gespannte Einbildungskraft, eine tiefe Fühlbarkeit und der unerschœpfliche Vorrath von Træumen und Ahndungen, an dem er nun schon sein ganzes Leben hindurch gesammelt hat, schaffen ihm nun eine Welt, eigen seiner Art zu empfinden, und für sie allein nur befriedigend. Welche Wollust daher, mit ihr nach seinen Gestalten zu jagen, und seine Welten bilden zu helfen.

Aber es konnte doch nicht lange dauern, so mufste er in die wirkliche Welt zurückkehren. Und was fand er *hier* mit sei-

nem

nem Bedürfnisse zu lieben! Therese verstand ihn nicht, und mit den übrigen Menschen glaubte er sich auf immer entzweyet. Eine süsse Schwermuth, die aus dem hinreissenden Gefühle des Alleinseyns entsteht, bemeistert sich seiner Empfindungen, und er kehrt unter seine Ideale zurück, um von neuem aus allen sich ein Wesen zusammenzusetzen, an das seine ganze Seele sich hängen kann. Er will es sich immer vergegenwärtigen. Er will es selbst geniessen, wenn seine Einbildungskraft stumpf und ermattet ist. Und seine *Julie* entsteht; dieser Liebling seiner Seele beschäftigt ihn ganz, und scheint ihn vollkommen wieder glücklich zu machen.

„In Venedig," sagt er, „in dem Gan„ge öffentlicher Geschäfte, — — in Paris, „im Strudel grosser Gesellschaften, bey „schwelgerischen Abendtafeln, im Glanz der „Schauspiele, im Dufte des Weihrauchs — „da, und aller Orten, kamen die Schatten „der Gebüsche, die Bäche, meine einsamen „Spaziergänge in mein Gedächtniss zurück, „machten mich zerstreuet, niedergeschlagen, „preßten mir Seufzer ab, und erregten Sehn-

„sucht

„sucht in mir.“ — Aber wie er auch alle die Freuden seines ländlichen Aufenthaltes genofs, fiel er in ein schmerzliches Nachsinnen über den Zeitpunkt, zu dem er nun gekommen war. „Wie war es mœglich, dafs „ich mit einer Seele, die von Natur aller „Ausdehnung fæhig, einer Seele, der Leben „und Lieben eins war, bis dahin noch nicht „Einen Freund gefunden hatte, der ganz „mein gewesen wære, nicht Einen wahrhaften Freund für mich, dem ich mich so ganz „geschaffen hætte fühlen kœnnen, eben so „sehr Freund zu seyn! Wie war es mœglich, „dafs mit so entzündbaren Sinnen ich nicht „*wenigstens* einmal von dieser Flamme für einen bestimmten Gegenstand ergriffen würde? „Zernagt von dem Bedürfnisse, zu lieben, ohne „dies je vollkommen befriedigen zu kœnnen, „sah ich mich die Pforten des Alters erreichen „und sterben, ohne gelebt zu haben.“

„Diese Gedanken beschæftigten mich in „der schœnsten Iahrszeit, im Monat Iunius, „unter frisch belaubten Büschen, bey dem „Gesange der Nachtigall und dem Rieseln der „Bæche. Alles trug dazu bey, mich wieder

„in jene zu verführerische Weichlichkeit zu ver-
„senken, für welche ich gebohren war, von
„der mich der harte und strenge Ton,
„in welchen mich eine lange Gährung ge-
„stimmt hatte, auf immer hätte zurückbrin-
„gen sollen. — Bald sah ich um mich her
„sich alle Gegenstände versammeln, die mir
„in meiner Jugend das Herz gerührt hat-
„ten. — Ich sah mich umgeben von einem
„Serail von Houris — alte Bekanntschaften,
„für die das lebhafteste Gefühl mir nicht
„fremd war. — Aber die Unmöglichkeit,
„wirkliche Wesen zu erreichen, verschlug
„mich in ein Land von Hirngespinsten, und
„da ich nichts Existirendes um mich sah, das
„meines Taumels werth gewesen wäre, so
„nährte ich ihn in der idealischen Welt, die
„bald durch meine Einbildungskraft mit We-
„sen, nach meinem Herzen, bevölkert wurde.
„Nie fand ich diese Hülfsquelle zu gelegene-
„rer Zeit, und nie war sie ergiebiger. In
„meinen immerwährenden Ueberspannungen
„berauschte ich mich Stromweise mit den won-
„nevollsten Gefühlen, die je in eines Men-
„schen Herz gekommen sind.

„Ich

„Ich vergaſs ganz die Menſchengattung, „ſchuf mir Geſellſchaften von vollkommenen „Kreaturen, ſo himmliſch durch ihre Tugen„den, als durch ihre Schœnheit, ſichere, zärt„liche, treue Freunde, wie ich ſie hier unten „nie antreffen konnte. Ich fand ſoviel Ge„ſchmack daran, auf dieſe Weiſe im Himmel, „mitten unter bezaubernden Gegenſtænden, „die mich umgaben, fortzuwandeln; daſs „ich ungezæhlte Stunden und Tage damit hin„brachte, das Andenken an alle übrigen Din„ge verlohr, mir kaum die Zeit nahm, in „Eil einen Biſſen zu eſſen, und nur vor „Begierde brannte, zu entfliehen, um mei„ne geliebten Gebüſche wieder zu errei„chen.“ — —

„Ich malte mir die Liebe und Freund„ſchaft, die beyden Gottheiten meines Her„zens in den ſchœnſten und herrlichſten Ge„ſtalten. Ich fand Wonne darin, ſie mit al„len Reizen des Geſchlechtes auszuzieren, das „ich immer angebetet hatte. Ich ſchuf lieber „zwey Freundinnen als zwey Freunde, weil „das Beyſpiel, wenn gleich ſeltener, doch „auch liebenswürdiger iſt. Ich begabte ſie

„mit Gemüthsarten, die zu einander ſtimm-
„ten, aber doch verſchieden waren; mit Ge-
„ſtalten, die nicht vollkommen ſchœn, aber
„nach meinem Geſchmack waren, und die
„durch Wohlwollen und Empfænglichkeit für
„feine Gefühle belebt wurden. Ich gab der
„Einen braune, der Anderen blonde Haare;
„jene war lebhaft, dieſe ſanft; die Eine klug,
„die Andere ſchwach, aber auf eine ſo rüh-
„rende Art ſchwach, daſs die Tugend da-
„durch zu gewinnen ſchien. Der Einen gab
„ich einen Geliebten, deſſen zærtliche Freun-
„din die Andere war, wenn nicht noch etwas
„mehr; aber ich lieſs keine Mitwerbung, kei-
„nen Zwiſt, keine Eiferſucht ſtatt haben, weil
„ich mir Gewalt anthun muſs, irgend ein
„peinliches Gefühl mir vorzuſtellen, und ich
„dies lachende Gemælde durch nichts ver-
„finſteren wollte, was die Natur herabwür-
„digt. Eingenommen von meinen beyden
„bezaubernden Muſtern, ſezte ich mich ſelbſt
„in Gedanken, ſoviel als mœglich, in die
„Stelle des Liebhabers und Freundes; aber
„ich ſchuf ihn liebenswürdig und jung, und
„gab ihm dabey die Tugenden und die Mæn-
„gel, die ich an mir bemerkte.“

„Um

„Um meine Leute in einen Aufenthalt
„zu verſetzen, der ſich für mich ſchickte,
„muſterte ich in Gedanken nach der Reihe die
„ſchœnſten Gegenden, die ich auf meinen
„Reiſen geſehen hatte; allein ich fand kein
„friſches Laub, keine herzrührende Landſchaft
„ganz nach meinem Sinne. Die Thæler
„Theſſaliens würden mich befriedigt haben,
„wenn ich ſie geſehen hætte; aber meiner Ein-
„bildungskraft, die müde war etwas zu er-
„finden, behagte ein wirklicher Ort zum Ru-
„hepunkte, um mich über das wirkliche Da-
„ſeyn der Bewohner zu tæuſchen, die ich da-
„hin verſetzen wollte. Lange dachte ich an
„die boromæiſchen Inſeln, deren bezaubern-
„der Anblick mich entzückt hatte; allein ich
„fand für meine Leute da zuviel Kunſt und
„Verzierung. Ich bedurfte indeſs eines Sees,
„und wæhlte am Ende den, um welchen
„mein Herz herumzuirren, niemals aufgehœrt
„hatte. Ich ſezte mich an dem Theile ſeiner
„Geſtade feſt, wo meine Wünſche mir ſchon
„lange einen Wohnplatz geſchenkt hatten.
„Der Kontraſt in der Ordnung der Gegen-
„ſtænde, der Reichthum und die Mannichfal-
„tigkeit der Lagen, die Pracht, die Majeſtæt

„des Ganzen bestimmten mich vollends, und „ich liefs meine jungen Mündel in Vevay „wohnen.“ — — —

„Nachdem ich meinen Plan im grœbern „angelegt hatte, kam ich nun zur Ausarbei„tung der einzelnen, entworfenen Situatio„nen; und aus der Anordnung derselben ent„standen dann die ersten beyden Theile der „*Julie*, welche ich während dieses Winters „mit unbeschreiblichem Vergnügen verfertigte „und ins Reine schrieb. Ich nahm das schœn„ste Papier, auf dem Schnitte vergoldet, dazu, „streuete herrlichen himmelblauen und Sil„bersand darauf, und nähete meine Hefte „mit blauer Seide zusammen — kurz! ich „fand nichts zierlich, nichts galant genug „für meine reizende Mædchen, in die ich, „gleich einem zweyten Pygmalion, vernarrt „war. Jeden Abend, wenn ich behaglich „am Kamine sass, las ich den Hofmeisterin„nen unaufhœrlich aus diesen beyden Theilen „vor. Die Tochter sagte nichts, schluchzte „aber mit mir, voll inniger Rührung; die „Mutter hingegen, welche keine feinen Kom„plimente darin fand, verstand nichts davon, „blieb

„blieb ruhig, und begnügte sich, wenn ei„nen Augenblick lang alles still war, mir „jedesmal zu wiederholen: das ist recht „schœn, mein Herr!“

Während dieser Arbeiten erscheint die Græfin von H., zwar nicht sein Ideal an Schœnheit und Vollkommenheit, aber mit allen kleinen rührenden Reizen reichlich geschmückt, welche auf Rousseau's Herz Ansprüche haben; unbefangen, frœhlich, biegsam und sehr geneigt, seinen Schwærmereyen nachzugeben, und die Ausbrüche *seiner* Liebe zu hœren, weil sie mit ihm von der *ihrigen* sprechen mœchte. Und mit welcher Liebe erwiedert er ihre Aufopferungen; wie rein, wie ganz in Gefühlen zerflossen, wie ohne allen Willen mehr, ganz aufgelœst in ihr, wie uneigennützig! Alle Anfoderungen seiner Sinne reden nur leise in diesem bachantischen Taumel seiner inneren Empfindungen. Alles ist ihm heilig, alles fodert Gegenliebe, und doch liebt alles in ihm, ohne sich wiedergeliebt zu sehen, alles genießt, ohne sich wieder genossen zu wissen. Keine Zærtlichkeit konnte reiner, keine hingebender seyn. „Wir

„waren beyde trunken vor Liebe,“ sagt Rousseau, „sie für ihren Geliebten, ich für „sie; unsere Seufzer, unsere wonnevollen „Thränen vermischten sich. Bey der süssesten „Vertraulichkeit hatten unsere Empfindungen „so viel Aehnliches, dass es unmœglich war, „nicht einen Vereinigungspunkt zu treffen; „und doch vergass sie sich, mitten in dieser „seeligen Trunkenheit, nie einen Augen„blick; und ich betheuere, ich schwœre es, „wenn ich, durch meine Sinne irregeführt, „zuweilen den Versuch gewagt habe, sie zur „Untreue zu verleiten; so habe ich es doch „niemals wirklich gewünscht. Die Heftig„keit meiner Leidenschaft selbst, war ein Mit„tel, sie im Zaume zu halten. Die Pflicht der „Verlœugnung hatte meiner Seele einen hohen „Schwung gegeben; der Glanz aller Tugen„den zierte in meinen Augen den Abgott „meiner Seele; sein gœttliches Ebenbild zu „entweihen, das hiess ihn vernichten. Ich „hætte das Verbrechen begehen kœnnen; „hundertmal beging ich es in meinem Her„zen; aber Sophien herabzuwürdigen? ach! „das vermochte ich nie! Nein, nein! ich „habe es ihr selbst so oft gesagt, wære ich

„Mei-

„Meister gewesen, meine Leidenschaft zu be-
„friedigen; hätte sie selbst ihren Willen mei-
„ner Willkühr überlassen, so würde ich
„ausser den Augenblicken von Geistesabwe-
„senheit um diesen Preis nicht haben glück-
„lich seyn wollen.“

Aber Sophie fühlte auch diese Liebe.
„An ihrer Seite,“ fährt Rousseau fort, „auf
„einer Rasenbank, unter einer Akazie voll
„Blühten, fand ich, um die Bewegungen
„meines Herzens auszudrücken, eine Sprache,
„die ihrer wahrhaft würdig war. Es war
„das erste und einzigemal in meinem Leben;
„aber ich redete erhaben, wenn man das so
„nennen darf, was die allerzärtlichste und
„feurigste Liebe liebenswürdiges und verfüh-
„rerisches in ein menschliches Herz senken
„kann. Welche berauschende Thränen ver-
„goss ich auf ihren Knien! Wie viele liess ich
„sie wider Willen vergiessen! Endlich rief sie
„in unwillkührlicher Entzückung aus: “
Nein! nie war ein Mann so liebenswürdig,
„und nie liebte ein Liebhaber, wie Sie! Aber
„ihr Freund St. L. hört uns, und mein Herz
„kann nicht zweymal lieben.“ Ich schwieg,

und seufzte; „ich umarmte sie. — Welche „Umarmung! Aber, dabey blieb es. Seit „sechs Monaten nun lebte sie allein, das „heißt, entfernt von ihrem Liebhaber und „von ihrem Gemahle; seit dreyen sah ich sie „fast täglich, und immer war die Liebe der „dritte Gesellschafter. Wir hatten einander „gegenüber zu Abend gespeißt; wir waren „allein, im Mondenscheine, in einem Hœlz„chen; und nach einer zweystündigen, „äußerst lebhaften und zærtlichen Unterre„dung, ging sie, mitten in der Nacht, aus „diesem Bosquet, und aus den Armen ihres „Freundes, eben so unberührt, eben so rein „an Leib und Seele heraus, als sie hineinge„gangen war.“

Dieser reizende Taumel hælt ihn eine Zeitlang ganz in seinen Banden. Wie er aber endlich zu einer Betrachtung seiner Lage wieder erwacht, so verschwindet auch auf einmal der beseeligende, himmlische Zauber. Er fühlt nun, daſs er alt ist, und glaubt sich durch diese Leidenschaft in den Augen seiner Freunde lœcherlich gemacht zu haben. Seine Geliebte wird auch wirklich, weil er geplau-

dert

dert hat, ſeinetwegen das Mæhrchen der Stadt, und bricht den Umgang mit ihm ab. Empfindlich ſucht er ſich an ſeinen Freunden im voraus zu ræchen. Iene empœrende Szenen mit der Mad. D'-y, ſeiner alten Wohlthæterin, und der Beſitzerin ſeiner Einſiedeley entſtehen daraus, und die Folge davon iſt, daſs er jene edle, ihm wirklich gewogene Frau ſchmerzlich beleidigt, und dieſe verlæſst. Wer findet aber in allen dieſen für uns krænkenden Auftritten nicht den gewœhnlichen Gang eines miſstrauiſch-gemachten, ſich ſelbſt verſchieſsenden Herzens?

Wie ſehr ihn ſeine Eitelkeit ſtimmte, zeigt ſein nachheriger Aufenthalt beym Marſchall von Luxemburg. Hier ward er wieder verzærtelt; die Marſchallin that alles zu ſeiner Aufheiterung; ihr Gemahl erſchœpfte ſich in Liebkoſungen, und Rouſſeau war bald wieder im Gleiſe ſeines Frohſinnes und ſeiner Heiterkeit. Selbſt ſeine Bequemlichkeit opfert er dieſer Verbindung nicht ſelten auf. Aber nicht immer erhælt er ſich in dem Karakter eines groſsen Mannes, und ſeine Ungewohnheit, mit der groſsen Welt umzugehen, læſst ihn

ihn tauſenderley Inkonſequenzen machen. Die Celebrität, die er ſich durch dieſen Umgang zu erwerben vermeynt, führt ihn zugleich auf ein ſchlüpfriges Eis, auf dem er ſich nicht lange, ohne Fallen, zu erhalten verſtehet.

Immer befindet er ſich mit ſeiner Ehrſucht im Kampf. An ſeine Unfälle gewœhnt, wurden ſie bald Wolluſt für ihn, indem ſie ihn den Augen der Welt intereſſant zu machen ſchienen. Er kümmert ſich auf dieſem Punkte um keine alten Freundſchaften und Verbindungen mehr, und ſtürzt ſich aus ſeiner Ruhe, die er im Grunde zu lieben aufgehœrt hat, in neue Uebel, um der Aufmerkſamkeit der Welt eine neue Richtung zu geben. Seine Briefe vom Berge verjagen ihn aus Neuchatel, ſeine Projekte für die Korſen, aus der St. Peterinſel. Sein Herumtreiben in der Welt hat für ihn aufgehœrt ein Uebel zu ſeyn, und in jeder neuen Begebenheit ſieht er nur einen neuen Zuwachs zum Ruhme, eine Vermehrung der Theilnahme aller Welt und des allgemeinen Bedauerns.

Alle die Keime der nachherigen ſo groſſen Zärtlichkeit ſeiner Gefühle hätten zu einer ganz anderen Richtung entwickelt werden kœnnen, wenn die Erziehung der Umſtænde anders geweſen wære. Dies zeigt das, was dieſe wirklich geworden ſind, und was ſie in manchen Augenblicken waren. Als er die Preisfrage geleſen hatte: Ob die Wiſſenſchaften die Sitten verdorben oder gereinigt hætten, ſo „ſah er," wie er ſich ausdrückt, „eine ganz andere Welt vor ſich. Er wurde ein anderer Menſch. Seine Gefühle ſtimmten ſich mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in den Ton ſeiner Gedanken; alle ſeine kleinen Leidenſchaften wurden erſtickt durch den Enthuſiasmus für die Wahrheit, für die Freyheit, für die Tugend, und dieſe Gæhrung erhielt ſich in ſeinem Herzen længer als vier oder fünf Jahre hindurch, in einem ſo hohen Grade, als ſie vielleicht nie in einem anderen Menſchen Platz gehabt hat."

Und was iſt nun das kurze Reſultat dieſer ganzen Unterſuchung? — Man thut ihm Unrecht, ihn ein vollkommenes Muſter der Tugend zu nennen; aber noch mehr, wenn

wenn man in ihm ein schönes Vorbild derselben verkennt. Seine selbstgeschaffenen Leiden führen weit sicherer, als die lautersten Vorschriften aller Moral; seine Tugenden sind anziehender, weil sie menschlicher sind, sie fodern dringender zur Nachahmung auf, weil sie Resultate herzerschütternder Kämpfe sind. Und wen fesselt nicht seine himmlische Güte, wenn sie auch nur unter Idealen sich äußert, die Reinheit seiner Phantasie, das liebliche Feuer seiner Liebe und Freundschaft! Auch der Schmerz, dem er sich absichtlich unterwarf, wird rührend in seinen Folgen; die lässige Hingebung in den Strom seiner Schicksale fodert verwandte Kräfte auf, und jedes Erwachen alter Bilder, sonstgefühlter Aufmunterungen, sonstbefolgter Empfindungen zaubert ein zärtliches Mitgefühl im Herzen hervor, das über alle seine Fehler zu dem Ziele, das seinen Anlagen unter anderen Umständen erreichbar war, sanftmüthig hinwegblickt. Und ist dann der Mensch über sich Herr? Kann er eine einzige Idee, eine einzige Empfindung hervorbringen, *wann* und *wo* er sie will? Und ist das Leben nicht ein Strom, in welchen wir von den Umstän-

den

den geſtoſsen, rauh gemacht, oder abgeſchliffen, ohne alle Willkühr das werden, wozu uns der Genius unſeres Lebens beſtimmt!

Zehntes Kapitel.

Wohlſtand des Landes.

Ungeachtet der groſsen inneren Mängel, welche ich, als die Bevölkerung der Schweiz behindernd, nachher näher entwickeln werde, iſt dies Land doch um ein groſses Theil volkreicher als man auswärts gemeiniglich annimmt. Man ſchätzt mit Recht die Anzahl der Einwohner ohngefähr auf 2 Millionen, wenn man diejenigen dazu rechnet, welche ſich im Auslande befinden; eine für die Kleinheit des Landes ziemlich anſehnliche Menſchenſumme.

Doch nehmen alljährlich die Klagen über vermehrte Entvölkerung zu, welche auch

auch in mehreren Umſtænden ihre Urſachen hat.

Zuerſt liegen ſie in der faſt in allen Kantonen eingeriſſenen Lebensart, die, wenn ſie auch den Kœrper der Eingebohrenen nicht *ſichtbar* ſchwæcht, doch auf die Kindermenge nicht ohne Einfluſs ſeyn kann. Man heyrathet viel zu früh, und auf den Dœrfern ſtirbt manche Mutter und manches Kind, wegen Mangel an vernünftiger Hülfe bey der Geburt. Neue Einwohner erſetzen ſelten dieſen Abgang, und in manchen Stædten iſt das Bürgerrecht nicht nur gar nicht zu gewinnen, ſondern man kann auch nicht einmal ſein eigenes Haus beſitzen, und iſt von einem jeden Amte ausgeſchloſſen; gewiſs nichts weniger, als für neue Anſiedler lockend.

Der Hauptgrund liegt indeſs in dem hæufigen Auswandern der Schweizer, das durch ihren zunehmenden Luxus, durch die Leichtigkeit allenthalben Dienſte zu erhalten, durch ihre Art, ſich bequem durch die Welt zu bringen, durch die Vorliebe des Auslandes für die Nation, unendlich erleichtert und

beför-

befœrdert wird. Besonders die Einwohner der franzœsischen Schweiz verlassen ihr Vaterland, sich fremden Diensten zu widmen. Da sie, vermœge ihrer Verfassung, von allen hohen Ehrenstellen des Staates ausgeschlossen sind, so vertrauen sie sich anderen Gegenden an, um ihr Glück zu machen, und wenn sie auch immer einmal wieder zurückkehren, um in ihrer Heimath zu glænzen, so sind doch immer zwey Drittheile der Einwohner ausserhalb derselben.

Alle diese Ursachen haben selbst auf die reichsten Handelsstædte der Schweiz einen merklichen Einfluss, und scheinen sie nur für die Anzahl von Einwohnern zu gross gemacht zu haben. So rechnet man in Basel ohngefæhr 15000 Seelen, da es wol 60-80000 enthalten haben soll, wie auch ihre ausserordentliche Menge von Stadtkirchen und ihr betrœchtlicher Umfang, bezeigen. Der Verkehr hat sich aus einigen derselben herausgezogen, und da nicht alle Familien, welche sonst durch ihn ernæhrt wurden, an diesen Wanderungen des Handels innerhalb der Schweiz Antheil nehmen konnten, so waren

sie gezwungen, ihr Brod in anderen Lændern zu suchen.

Es ist überdem eine richtige Bemerkung, dass das vermehrte Fabrikwesen in der Schweiz die Ehen zwar hæufiger macht, aber dafür auch unfruchtbarer. Alle, noch einfachen Hirtenvœlker schicken jæhrlich eine Menge Einwohner fort, die das Land nicht ernæhern kann, und so sind in der Schweiz keine Einwohner zu fremden Kriegsdiensten geneigter, als die Bewohner des Haslithales. Die Fabriklænder hingegen nehmen immer an Bevœlkerung ab, obgleich immer neuer Anwachs aus der Nachbarschaft die Sterblichkeit zu ersetzen sucht.

Indess werden, wenn die Bevœlkerung abnimmt, und die Erwerbsmittel nur einigermassen sich gleich bleiben, die übrigen Einwohner um so reicher und wohlhabender. Und diese Wohlhabenheit findet man in allen Kantonen, wo die Industrie der Schweizer entweder von dem Zustande der Regierung begünstigt wird, oder aus ihm sich nur, wenn auch mit einiger Mühe, hervorzuarbeiten im Stande ist.

Im

Im Aargau und Emmethale, besonders im erstern, befindet sich die grœfste Wohlhabenheit in der Schweiz, wo die Landleute mit der Viehzucht, das Spinnen und Weben von Leinen- und Baumwollengarn verbinden. Im Emmethale findet man daher den Luxus der Stædte, schœnes und geschmackvolles Hausgeræth, Reinlichkeit und Sauberkeit im Hause, und auch schon Koketterie in der Kleidung.

Manche Bauern in der Schweiz haben, vorzüglich in diesen Gegenden, ein Vermœgen von 2-300000 Gulden. Dies giebt ihnen zugleich eine edle Gastfreyheit. Ieder macht sich ein Vergnügen daraus, einen Fremden zu bewirthen, und wird es sehr übel empfinden, wenn man dafür ihm Geld anbietet. Aber dieser Reichthum ist nichts weniger als allgemein, und richtet sich grœfstentheils nach der Natur der Landesverfassung; doch zuweilen auch nach des Bodens natürlicher Unergiebigkeit. Der Landstrich zwischen Schaafhausen und Winterthur ist einer der elendesten in der Schweiz. Die Dœrfer darin sind bis zum Auffallenden schlecht, die Ein-

wohner lumpigt, und faſt jeder Innge darin ein Bettler. Und doch ſind die benachbarten Gegenden fett und fruchtbar, und Zürich thut ſehr viel für dieſe Landſtrecke. Allein alle Unterſtützungen des Handels begünſtigen den Gelderwerb zwar, aber weniger allgemein, als eine mœglichſt hoch getriebene Benutzung des Bodens und vaterländiſcher Produkte.

Bern hat ſo z. B. weder einen ſo groſſen Handel, noch ſo beträchtliche Manufakturen als die anderen Kantone. Die Republik iſt überhaupt mehr militäriſch, und da der Handel zum Glück von den regierenden Familien nicht geachtet wird, ſo kann ſich keine einzelne unter ihnen einen ſo groſſen Reichthum erwerben, welcher der Verfaſſung am Ende nachtheilig würde. Aber wenn auch in Bern wenige ſehr reich ſind, ſo ſind dagegen nur wenige ſehr arm. Eine faſt gleiche, anſtændige Wohlhabenheit hat ſich über dieſen ganzen reizenden Erdfleck ausgebreitet, und erhælt im innerſten Schooſe der Ruhe den einzelnen Bürger weit froher und glücklicher.

Die

Die Schweiz bedarf indeſs einer groſsen Betriebſamkeit, weil ſie gerade die beyden nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens, Getraide und Salz von ihren Nachbaren kaufen muſs. Dieſen Abgang muſs ſie dadurch erſetzen, daſs ſie im Handel ihre natürlichen Früchte durch Güte entweder unentbehrlich macht, oder auslændiſche Waaren in Fabriken bearbeitet und verſchœnert.

Die Natur und Gebirgigkeit des Landes, welche dem Einwohner weit mehr Muſse erlaubt, begünſtigt beſonders den lezten Weg des Erwerbs, und macht die Schweiz an Fabriken reich. Doch iſt in Abſicht der Induſtrie ein ſehr groſser Unterſchied unter den verſchiedenen Kantonen. Graubündten, Schweiz, Luzern, Uri, Unterwalden, und andere Oberlænder kennen die Erwerbsarten der Appenzeller, der Einwohner von Glarus, Toggenburg, Neuburg, Walandis etc. gar nicht. Aber jenen Bergbewohnern fehlt nur der Handel und die Verfaſſung von dieſen, um ihre natürlichen Anlagen zu derſelben Vollkommenheit zu entwickeln.

Die *Induſtrie* iſt ein in dem Karakter der Schweizer wirklich glænzend hervorragender Zug, und es ſcheint in ihm eine Eigenthümlichkeit zu liegen, welche um ſo gewaltſamer anſtrebt, je grœſser ihre Hinderniſſe ſind. Gerade die Gegenden, welche tiefe Einſchnitte beſchwerlich und felſigter Grund beynahe ganz unbrauchbar machen, ſind am ſchœnſten und emſigſten bebauet. Der dürrſte Erdſtrich wird zu einem Ertrage gezwungen. Selbſt die zerſtœrende Wuth widriger Naturerſcheinungen wird gemildert und zur Befruchtung angewandt. Um den kahlſten Felſenmaſſen hælt ſich Freyheit immer lieber auf, denn kein Ueberflufs reizt hier zu irgend einer Bedrückung. Und die, mit jedem natürlich unfruchtbaren Lande meiſtens verbundenen Anſprüche auf die Theilnahme, an der Geſetzgebung haucht den Bewohnern ein Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit und Unabhængigkeit ein, das der Bebauung des Bodens und der Benutzung ſeiner Früchte æuſserſt vortheilhaft wird. So enthælt der kleine, und natürlich œde Kanton Appenzell eine Betriebſamkeit, welche den kleinſten Erdfleck, wo ſie haften kann; zu einer betrœcht-

trächtlichen Ergiebigkeit zwingt. Das ganze Land ist eine an einander hängende Reihe von Landhäusern, welche von ihrem Gebiete umgeben, eine Schönheit und Milde über diesen so unfruchtbar scheinenden, felsigten Erdstrich verbreiten. Das Waatland, und besonders die ihm gegenüberliegende Küste von Savoyen enthält vortrefliche Pflanzungen, welche den dürrsten Felsenklüften gleichsam wie eingezwängt sind; und in den traurigsten Schlufften von Wallis findet man grüne Weiden und Weinstöcke gebauet, oder an einer grauen Steinmasse romantisch herabhängen. So hat auch ein auszeichnendes Aeuseres von Industrie das kleine, kaum anderthalb Meilen im Umkreis enthaltende Gebiete von *St. Gallen*, welches in Rücksicht der Konstanzer Nachbarschaft um so auffallender ist. Nur wenige Stellen des Bodens, wie die Strecke zwischen Zürich und Winterthur, widerstehen diesem Geiste nutzender Arbeitsamkeit.

Die *Oekonomie* der Schweizer ist überhaupt dem Eigenthümlichen ihres Bodens vollkommen zugethan. Auch das Auswen-

dige derſelben verræth das Arkadiſche des Hirtengeſchmackes. Alle Beſitzungen, beſonders im nœrdlichen Theile, ſind mit grünen Hecken umzæunt, die Bæche flieſsen in genau abgemeſſenen Betten, und wæſſern die Wieſen durch treffliche Einſchnitte; alle Plætzchen, welche der Wieſenbau erſparte, ſind mit Obſt-, beſonders mit Nuſs- und Kirſchbæumen beſezt, und machen das Ganze einem Garten æhnlich. Dieſer Kunſtgriff, das Nützliche mit dem Schœnen zu verbinden, verdoppelt den Ertrag; denn aus den Nüſſen zieht man ein vortrefliches Oel, das dem Baumœhle beykommt, und aus den Kirſchen, beſonders den Bergkirſchen wird das ſtarke Kirſchwaſſer gebrannt, welches die ſchœnſten Liqueurs an Kraft und Heilſamkeit übertrift, und das man im Lande ſelbſt in groſser Menge verbraucht.

An Obſt haben die meiſten Kantone einen ſehr reichen Ertrag, und in manchen macht es getrocknet einen groſsen Theil der Ausfuhr aus, z. B. in Zürich. Indeſs verdrængt der zu hæufige Anbau deſſelben nicht ſelten ſichtbar den wichtigeren Ackerbau. Die

Bau-

Bauern ziehen in den Weinbergen die jungen Obſtbæume auf, welche ſie nachher an die Landſtraſsen oder auf Felder und Wieſen verſetzen. Man ſcheint dieſe Bepflanzung des Landes indeſs ſeiner inneren Güte gemæſs ſo einzurichten, daſs man um ſo mehr pflanzt, je ſchlechter es iſt, um durch eine reichliche Obſternte einen kümmerlichen Ertrag des Bodens einigermaſsen wieder zu erſetzen.

Um die welſchen Nuſsbæume aufzuziehen, pflanzt man die Nüſſe wie die Kaſtanien. Das daraus gezogene Nuſsœhl erſpart viel Butter, und macht daher die Kæſe fetter; zum Verſpeiſen wird es kalt, zum Verbrennen wird es aus den geræſteten Früchten gepreſst.

Das *Nußwaſſer*, ein im Waatlande ſehr üblicher Liqueur, iſt ebenfalls von gutem Nutzen. Man nimmt die Nuſs, wenn ſie noch in der Milch iſt, ohngefæhr zu Anfang des Auguſtus, trocknet ſie ab, und ſtœſst ſie in einem ſteinernen Mœrſel. Auf 40-50 Nüſſe kommt ein Maaſs Orleaner Brantewein, welches zuſammen man ſechs Wochen im Schat-

ten ſtellt und fleiſſig rüttelt, dann durchſeigt, und mit einem Pfunde Zucker vermiſcht, und wieder 14 Tage bis zur völligen Auflöſung des Zuckers ſtehen läſst. Dann wird der Liqueur durch Löſchpappier gegoſſen, und mit Gewürz vermiſcht.

Das erwähnte, noch viel beſſere Kirſchwaſſer hingegen, wird meiſtens aus friſchen, ſeltener aus trocknen Kirſchen abgezogen. Man nimmt hierzu die ſchwarze wilde Kirſche, zerquetſcht ſie in einem Faſſe, und läſst ſie daſelbſt, ohne Waſſer hinzuzuthun, bedeckt und zuweilen umgerührt gähren. Dieſe Gährung, iſt meiſtens in 2 bis 3 Wochen vollendet; welches durch die oben ſichtbare Klarheit angezeigt wird. Wenn man es nachmals abziehet, ſo muſs man es vorher, zur Verhütung des Anbrennens, noch einmal in der Blaſe umrühren. So lange es klar kömmt, iſt es gut. Zerſtoſsene Kerner dazu gethan, geben ihm einen ſehr angenehmen Geſchmack. Getrocknete Kirſchen müſſen, wenn man ſie dazu anwenden will, zuerſt mit heiſsem Waſſer abgebrühet werden, ſonſt ſind zu ihrer Benutzung dieſelben Handgriffe erforderlich.

Auch

Auch der Enzian, welcher in der Gegend der Grimſel ſehr häufig wächſt, giebt einen ähnlichen *Geiſt* von Feuer und feinem Geſchmack. Sein Brennen beſchäftigt aber nur einen kleinen Theil von Einwohnern, die ſich in eigends dazu eingerichteten Hütten verſtreuen.

Der Wein macht einen Hauptertrag in manchem Theile der Schweiz, nur wiſſen ſie ihn gerade in den Theilen, wo er zur Feinheit der italieniſchen und franzœſiſchen Weine eine vollkommene Anlage hätte, wie im Veltlin, nicht zuzubereiten. Sie laſſen ihn zu lange ſtehen, und er geräth gewœhnlich eher in Gährung, als er gekeltert wird.

Der groſsen Menge ſchmackhafter Pflanzen gemäſs, iſt in manchen Gegenden ſchon die Gærtnerey zur Kunſt gediehen, beſonders da, wo der Boden, wie im Basler Gebiete, den Anbau von Gartengewächſen ſo ergiebig begünſtigt. Wirklich giebts in der Nähe der grœſsten Stædte ganze Dœrfer, welche bloſs für die Küche und Tafel derſelben zu arbeiten ſcheinen. Dies hat zugleich die Folge, daſs

dafs der Koch da, wo der Gärtner raffinirt, nicht zurückebleiben will. So hat die Basler Küche in dieser Hinsicht einen vorzüglichen Ruf.

Doch hat die Küche der eigentlichen Schweizerbauern keine grofse Abwechselung in den Zugemüsen; sie ziehen eine grofse Menge von *Kürbissen* auf. Diese machen nebst dem *rœmischen Kohle* und grofsen *Rüben* den grœfsten Theil ihrer Gartenkultur aus; man isst sie in Milch gekocht, und füttert mit ihnen, in Wasser gekocht, die Schweine. Der Anbau derselben ist ganz wie in Deutschland; in einem fetten aber nicht sehr feuchten Boden, steckt man die Kerne, wenn der Frost vorüber ist, 2 Fufs weit aus einander, und lœst die Pflanzen an einem Zaune oder einer Mauer, oder auch über den platten Boden hinwegranken. Wenn der Kürbis reif geworden ist, trocknet man ihn ein wenig, und verspeist ihn nach und nach.

Der *rœmische Kohl* oder *Mangold* ist eine andere Hauptvorkost des schweizerischen Landvolkes. Man sœt ihn im Frühjahr in einem

einem fetten und schattigen Boden, und da er sehr dick hervorschiesst, so vertheilt man die Pflänzchen, wenn sie eine Hœhe von 3 Zollen erreicht haben, auf andere Beete und weiter aus einander. Wenn die Pflanze sechs Blætter getrieben hat, so kann man schon 2 wegnehmen, welche dann das Zugemüse geben, und so nach Maasgabe der Fettigkeit ihres Landes mehrmals in der Woche fortfahren, so dass nur immer die 3 - 4 obersten Blætter sitzen bleiben. Die ersten sind immer zart und sehr weichlich; die spæteren bey zunehmender Grœsse der Pflanze haben zwar starke Rippen, sind aber doch noch immer ein essbares Gericht.

Die grosen *Rüben* endlich, sind ein drittes nothwendiges Hauptstück der Haushaltung. Hanfland, das man hacket und dann besæet, wird mehrentheils zu diesem Endzwecke gebraucht; indess auch jeder andere Boden, in dem sie aber mehrentheils, wenn sie besonders dichte beysammenstehen, kleiner gerathen. In jenem Lande wachsen sie oft bis zur Kopfsgrœsse heran, und ihr Inneres wird auf den Schweizertischen verspeist,

ſpeiſt, während Blætter und Schaalen den Schweinen gegeben werden. Auch werden ſie wie Kohl gehobelt und in Salz eingemacht.

Da die Viehzucht und der Milchertrag, wie unten noch næher erœrtert werden wird, dasjenige iſt, wovon die Schweizer am meiſten leben müſſen, ſo iſt der damit zuſammenhængende Wieſenbau ein ihrer Aufmerkſamkeit vorzüglich unterworfener Geſichtspunkt. Die Matten (Wieſen) werden vorzüglich mit ihrer Fruchtbarkeit durch die vortrefliche Waſſervertheilung ausgeſteuert, worüber ein ſo Fluſs- und Quellenreiches Land, als die Schweiz, immer Herr iſt etc. Wo die Bæche nicht hoch genug ſind, ſchwellt man ſie mit in den Weg gelegten Brettern und Bæumen auf, und leitet ſie dann in kleine Rinnen durch die Wieſen, wo ſich die Feuchtigkeit im ganzen Erdreiche vertheilt. Man modifizirt den Strom durch hin und wieder angebrachte Fallthüren, nach Beſchaffenheit der Foderungen des Bodens. Dieſe allgemeine Bewæſſerung geht mehrentheils zum erſtenmale im Merz vor ſich. Gemeiniglich

nigliche ist ein Theil von ihnen mit eigentlichen Futterkräutern besäet, sonst schneidet man das Gras zweymal, treibt dann dazwischen das Vieh hinein, und wässert sie wieder nach dem Erforderniſſe der Iahreszeit und Witterung.

Auf den hœheren Alpen ersezt die Natur diese Veranstaltungen so vollkommen, daſs sie eben ganz allein darum die Fruchtbarkeit und die auszeichnenden Produkte besitzen. Die Schneemassen, womit sie ihre Hœhe bedeckt, trænken die darunter liegende Erde gerade zu der Iahrszeit am meisten, in der an tieferen Orten die Quellen eintrocknen, und die Græser verdorren. Ie hœher die Gegend daher ist, desto fetter ist die Milch, desto delikater und theurer der daselbst verfertigte Kæse; der Grayenzer und Sanenkæse ist weit kostbarer als der tiefer bereitete Emmethaler.

Ueberhaupt ist das zum Wiesenwachs aufgelegte Land in der Schweiz von doppelter Art. Diejenigen Wiesen, welche so bequem liegen, daſs sie beſtændig gut gewässert wer-

werden kœnnen, werden nicht gedünget, und nur in dem Falle einer zu grofsen Verschlimmerung der Graspflanzen oder Vermehrung des Unkrautes umgeackert. Eine Art beftændiger Wiefen hingegen geben, ohne Bewæfferung, blofs durch innere Güte viel und vortrefliches Gras, und von diefen find befonders die Oberlænder voll, auf denen fie oft viermal des Jahres benuzt werden kœnnen, ohne etwas anders als nur zuweilen ein wenig Dünger zu erhalten.

Das andere, weniger zum Wiefenwachs tüchtige Land hingegen mufs von Zeit zu Zeit gedüngt und umgeackert werden. Man theilt es in mehrere Theile ein, die man wechfelsweis alle 2 Jahre düngt, umackert und befæet. Bey der dürrften Gattung des Bodens hingegen ift dies indefs nicht einmal hinreichend, fondern man mufs es nach einigen Jahren brache liegen laffen.

Die Gemeinweiden haben in der Schweiz fehr grofse Vertheidiger. Man fchreibt ihnen grœfstentheils die Bevœlkerung der Alpen zu. Obgleich die Einwohner allein, welche ihr Vieh

Vieh im Winter durchzufüttern im Stande sind, nur die Weiden benutzen kœnnen, so ist ihnen doch auch selbst der kleine Gewinnst, der gegen den Vortheil der Reichen ihnen zufällt, immer sehr nuzbar. Sie suchen dann daneben bey ihren Hütten soviel Wiesenwachs zu erhalten, um für den Winter sich ein hinreichendes Futter sammeln zu kœnnen. Ueberdem sind die Alpen zu nichts weiter als zur Futterung zu gebrauchen, und wenn sie daher auch vertheilt würden, so kœnnte der davon zu ziehende Vortheil nicht viel grœsser seyn. Die Viehwirthschaft ist der Eigenthümliche und am hœchsten nuzbare Theil der helvetischen Betriebsamkeit, welches Wiesen einträglicher und theuerer als Ackerland macht.

Man læst das Vieh auf und an den hohen Gebirgen Tag und Nacht über unausgesezt weiden, bis Kælte und Schnee es verjagen. Nachher wird es in die platten Thæler hinabgetrieben, um den Rest des abgemæheten Grases und Korns vollends noch aufzuzehren. Manche Sennen haben viel Vieh, und doch weder Alphœfe, noch Sennhœfe, noch Wie-

ſen. Dieſe miethen dann dergleichen, und laſſen, während der Gebirgsfütterung, das in den Thälern indeſs gemähete Gras für den Winter einſammeln, oder ziehen im Winter von Dorf zu Dorf, und kaufen in jedem ihr Futter.

Da das *Produkt* der Milch, der Hauptnahrungszweig iſt, und die Schœnheit wie der Preis ihrer Kæſe allein von ihrer Grœſse abhængt, ſo findet man die Milch und Butter in faſt allen Kantonen, wo Kæſe gemacht werden, zu einem ſehr hohen Preiſe geſtiegen. Der koſtbare *Rahm* (Nidlen genannt), der von einer ſolchen Vortreflichkeit iſt, daſs er in ſeiner hœchſten Güte ein darauf gelegtes Meſſer tragen muſs, iſt ſelten, und die Butterausführung iſt ſogar in einigen Gegenden verboten. Kæſe iſt daher der Hauptgegenſtand der gangen Sennenwirthſchaft.

Alle Tage, während der Weidezeit, macht man einen Kæſe, zu welchem der Senne die übrige Tagszeit die Milch einſammelt. Um das Melken ſo gut als mœglich zu beſchleunigen, treibt man die Heerde an der

Hütte

Hütte zusammen, und die Sennen helfen einander. Die gesammelte Milch wird hierauf in den grosen Käsekessel, der am *Turner* (einem hölzernen Schnabel) über ein Feuer hängt, durch einen mit frischen Tannenreisern belegten Seigetrichter gegossen, durchgeheitzt, und nachher der Lab (etwa 3 Loth auf 100 Maas Milch) hinzugefügt. Den oben sich aufsetzenden Abzug nimmt man mit einem hölzernen Schaumlœffel ab, und wenn der Käse mit den Molken nun zusammengeronnen ist, (welches man *bulderen* nennt), so sondert man beyde vermittelst des *Kæsebrechers*, presst den Käse dann etwas, und bringt ihn in den Kælekorb, umgiebt ihn mit einem hölzernen Ringe, deckt ein reines Tuch und ein rundes Brettchen darüber, und beschwert dies mit einen Steine. So erhält er Gestalt und trocknet allgemach aus. Eben so wie der Kuhkäse bereitet wird, macht man ebenfalls den Schaaf- und Ziegenkäse, von welchem lezteren der Solothurner besonders einen Ruf hat.

Die Hauptsache bey der Sennenwirthschaft ist folglich grose Käse, (d. h. über

40 Pfund ſchwere) zu machen. Dieſe werden um ein Sechstheil theurer bezahlt als die kleinern, weil ſie der Milchſammlung wegen in der beſten Jahrszeit bereitet werden müſſen, und die Vermiſchung der Theile weit angenehmer und inniger iſt. Da aber die Milch 10 von 100 an fettem Käſe, und eine Kuh im Durchſchnitt täglich nicht mehr als 15 Maaſs Milch giebt, ſo muſs die Heerde um einen 100 pfündigen Käſe herauszubringen, ſchon an 70 Stück enthalten. Sie ſind daher nur ein Vorzug des Reichen.

Durch ein nochmaliges Kochen der Molken, oder *Sirpen*, wenn der erſte fette Käſe ſchon von ihnen getrennt iſt, erhält man nun noch den *Ziger*, welcher das Hauptnahrungsmittel des Alpenhirten ausmacht, friſch die Stelle des Brodes erſezt, und ſelbſt auch geſalzen als Hauptwintervorrath dienen muſs.

Der Käſe, welche man in der Schweiz bereitet, giebt es mehrere Arten.

1) 2) Zwey Arten von *Ziegenkäſe*, wovon der eben angeführte in Solothurn am beſten

ten, und wahrſcheinlich aus Kuhmilch verfertigt wird, æuſserſt fett und von einem vortreflichen Geſchmack iſt; der zweyte aus dem berniſchen Oberlande herkommt, und die Ziegenmilch im Geſchmacke deutlich verræth.

3) Der *Schabziger* oder grüne Kæſe, von einer 7 bis 8 Zoll hohen Grœſse, welche nach einer eigenen Art Klee (*Trifolium melilotus*) ſchmeckt, die man in Glarus, wo er verfertigt wird, Zigerkraut nennt und eigentlich dazu anbauet. Man ſchabt ihn, und ſpeiſt ihn mit Butter.

4) Der *Saanenkæſe*, welcher viel hærter noch als der vorige iſt, ſo daſs er ſich nur mit einer Reibe behandeln læſst. Er iſt fett, und hat Augen, doch weniger als der Emmethaler. Man iſst ihn in Suppen, wie Parmeſankæſe; Gewœhnlich wiegt er 22-24 Pfund.

5) Der vortrefliche *Griertskæſe* (*Fromage de Gruyeres*), den man in Gruyeres macht, und als den erſten unter allen betrachtet. Er hat kleinere Augen als der Emmethaler, iſt ſehr lo-

cker, fett, und zerſchmilzt im Munde; hat übrigens Grœſse und Schwere mit dem folgenden gemein.

6) Der *Emmethaler Kæſe*, iſt der gewœhnliche unter dem Namen des Schweizerkæſes bekannte, hat groſse Augen, und wiegt meiſtens 40-60 Pfund.

7) Den *Urſerenkæſe*, welcher im Urſerenthale gemacht wird, ohngefæhr 10 Pfund wiegt, und ſo fett iſt, daſs man ihn in Baumblættern gewickelt verſchicken muſs. Man erœfnet ihn oben, und nimmt nach und nach das Inwendige heraus. Um gut zu ſeyn, muſs er halb faul ſeyn, und ſehr ſtark riechen. Er hat mit dem Griertskæſe in allen Eigenſchaften viel Aehnlichkeit.

8) Der *Kæſe von Gex*, welches Lændchen man in dieſer Rückſicht zu Helvetien rechnen kann, von 10-12 Pfund Schwere, muſs ebenfalls halb verfault und verſchimmelt ſeyn, um ihn mit Wohlgeſchmack genieſsen zu kœnnen; daher man ihn an feuchten Orten alt werden læſst.

9) Der

9) Der *Münſterthalenkäſe*, aus dem Bisthum Baſel, iſt dem Schabziger ähnlich.

Der Abſatz der Käſe iſt von einem unglaublichen Umfange. So hat allein das kleine Urſerenthal 11 Senten, welche ohngefähr im Durchſchnitte jährlich 585 Zentner Käſe à 30 Flor. geben, und eine oberflächliche Berechnung der Ausfuhr einzelner Kantone, welche man in mehreren Reiſebeſchreibungen ziemlich genau antreffen kann, ſezt den Gewinnſt des Landes durch dieſen Artikel vollkommen ins Reine.

Immer findet man endlich, daſs ein Volk lange gewœhnt an eine Lebensart, die Befriedigungsmittel derſelben ſich zum hœchſten Stolze anrechnet. Man gebraucht alte Käſe, in manchen Alpenſtrichen ſelbſt als Kleinode und Ahnentafeln, da bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle in der Familie ein eigener gemacht und zurückgelegt wird. Dieſe werden nicht leicht angegriffen, und nur ſehr ſelten etwa zu Geſchenken für einen beliebten Pfarrer gebraucht. Gewiſſe Jahre legen ihnen auch wirklich an Güte zu,

und sie haben den schönsten Geschmack ohngefähr in einem sechszigjährigen Alter.

Die Nachmolken werden zuletzt für das Mastvieh benuzt; und nur an einigen Orten zu einer Gesundheitskur, wozu die vortrefliche Beschaffenheit der würzhaften Kräuter sie doch vorzüglich berechtigte, gebraucht.

Die Viehwirthschaft wird um so mehr noch das nothwendigste Bedürfniss des Landes, da die höchsten Erdstriche zum Kornbaue nicht taugen.

In den Gebirgsgegenden ist Brod das seltenste und theuerste Nahrungsmittel. Die Hauptbekœstigung schrænkt sich auf diese Milch und die Fabrikate daraus ein. Wenn der Winter oft acht Monate hindurch alle Gemeinschaft zwischen den Wohnungen zertrennt, so ist die Hauptzuflucht des Aelplers ein guter Vorrath von Kæse, welcher ihn bey Kræften und Gesundheit erhælt.

Die natürlichste Art des Erwerbs ausser der Viehzucht und dem leichten Umsatze ihrer Produkte, ist die einfache Aufsuchung und Benutzung der natürlichen Erzeugnisse

des

des Landes. Zuerst rechne ich hieher die gewöhnliche Iagt, welche sich vorzüglich auf Gemsen, Steinbœcke und Murmelthiere beschrænkt.

Mit den Gemsenhæuten gewinnen die, welche von dieser Iagd Profession machen, ohngefæhr sechs bis zehn Louisdors des Iahres. Man hat mehrere Arten sie zu fangen. Ehemals legte man ihnen, besonders in den savoyischen Gebirgen, Schlingen; aber die zu hæufigen Nachstellungen haben diese Thiergattung so sehr aufgerieben, dass es sich nicht mehr der Mühe und der Gefahr verlohnt, die, um die Schlingen an so hohen Oertern zu untersuchen, nothwendig war.

Ungeachtet dieser zunehmenden Seltenheit der Thiere, beschæftigt sich noch ein grosser Theil der unteren Volksklassen mit dieser Iagd, und achtet weder die unzæhlichen abschreckenden Beyspiele darin verunglückter Personen, noch die sie unaufhœrlich umringenden anschaulichen Todesgefahren. Es scheint in dieser mühsamen Beschæftigung ein geheimer, alle Kræfte anspannender Zau-

ber zu liegen, der über alles dies mit Leichtigkeit wegblicken läßt.

Der Gemsenjæger macht sich mehrentheils schon in der Nacht auf, um bey guter Zeit in der Früche die Weiden, welche von den Gemsen besucht werden, noch früher als die Heerden derselben ankommen, erreicht zu haben. Wenn er hier keine antrift, so steigt er immer weiter und hœher hinauf. Nimmt er aber daselbst einige wahr, so sucht er hinter einer Erhœhung, die ihn verbirgt, sich ihnen zu næheren, bis er ihre Hœrner unterscheidet; hierauf legt er sein Gewehr an, welches gewœhnlich ein einfacher Karabiner ist, woraus man aber zweymal hinter einander schiessen kann, und nur selten verfehlt er sein Ziel. Ist das Thier erlegt, und der Weg nach Hause zu weit oder gefæhrlich, um es ganz mit sich schleppen zu kœnnen, so zieht er ihm sogleich das Fell ab, das er mit sich nimmt. Sonst ist das Fleisch der Jungen sehr wohlschmeckend und nahrhaft.

Wenn aber das scheue und immer aufmerksame Thier den Jæger erkennt, wie dies mei-

meiſtens der Fall iſt, ſo entflieht es mit einer auſserordentlichen Schnelligkeit ſogleich auf die Schneefelder, und auf die jæheſten Felſen mit ſchauderhaften Sprüngen. Dies iſt dann um ſo gewœhnlicher, wenn mehrere dieſer Thiere beyſammen ſind, wovon ſich dann immer, durch einen geheimen Inſtinkt und durch Erfahrung belehrt, eins auf eine Erhabenheit ſtellt, von der die ganze Gegend ſich rund umher überſehen læſst, bey der Bemerkung von dem geringſten Bedenklichen ſogleich die übrigen der Heerde durch ein durchdringendes Geſchrey warnet, worauf dieſe hinzulaufen, von der Grœſse und Art der Gefahr ſich ſelbſt zu überzeugen, und wenn ein reiſsendes Thier oder ein Jæger ſich næhert, ſo ſchnell als mœglich zu den unerſteiglichſten Klippen entfliehen.

Der Jæger muſs ihnen nun nachſteigen; von tauſend Todesgefahren umringt, an glatten vœllig ſenkrechten Wænden hinauf, über unermeſsliche, mit Schnee bedeckte Klüfte, am Rande der ſcheuslichſten Abgründe. Wenn er ſich den ganzen Tag über nun von Fels zu Fels geſchwungen, und an jæ-

hen

hen Spitzen, ohne von ihnen an einen Weg zur Rückkehr zu denken, herumgeklettert ist, überfällt ihn zuweilen die Nacht. Ohne seine Beute zu verlassen, welche die nemlichen Ursachen, die ihn aufhalten, benutzen, kriecht er unter einen niederhangenden Felsen, und verzehrt hier, von der ganzen übrigen Welt völlig abgeschnitten, ein dürftiges Nachtmahl von trocknem Käse und Brod in einsamer Stille. Wenn ihn der Morgen früh erweckt, so fängt er, von der Kälte völlig erstarrt, seine Jagd wieder von neuem an; nach dem er sich mit einem Schluck Brantewein erfrischt hat, nimmt er seinen Sack auf den Rücken, und tritt seine Wanderung durch neue gräsliche Gefahren an. So gehen oft mehrere Tage hin, ehe er seine Beute erreicht. Seine ganze Familie und besonders sein armes verlassenes Weib martert sich indeß mit den erschrecklichsten Quaalen, und erwartet jede Nacht die Erscheinung ihres Mannes, um ihr anzuzeigen, wo sein zerschmetterter Leichnam sich befindet.

Immer gerathen die Jäger in grosse Gefahr, wenn das Thier, ehe es erlegt wird, sich

ſich aufs æuſserſte eingeklemmt ſieht; es wirft ſich dann wol ſelbſt dem Iæger entgegen, und zwiſchen ihm und der Felswand, an der er ſich hælt, um ihn in den benachbarten Abgrund zu drængen. Die Gefahr vergrœſsert ſich, wenn in dem Falle mehrere dieſer Thiere beyſammen ſind. Hier ſichert nur die æuſserſte Vorſicht, und ein feſtes Anhalten des Iægers an ſeiner Wand. Der Iæger giebt dem Thiere dann gemeiniglich noch einen Stoſs, der es vœllig hinabſtürzt.

Zuweilen verſteiget der Iæger ſich auch ſoweit, daſs er weder vor, noch hinter ſich kann, und daſs ihn nur noch ein gewagter Sprung übrig bleibt, ſein Leben zu retten. In dieſer æuſserſten Gefahr, wo er oft nur ein handbreites Felſenſtück zum Anſatze hat, wirft er Gewehr, Iagdtaſche und alles von ſich, zieht die Schuhe aus und ſchneidet ſich in die Ferſen, daſs das herausdringende Blut ſeinen Standort weniger ſchlüpfrig mache. So wagt er den Sprung.

Auch gerathen wol die ſich begegnenden Iæger über eine gemeinſchaftliche Beute

in

in einen sehr ernsthaften Streit. Ein junger Savoyarde verwundete eine Gemse tœdtlich. Zwey andere Walliser schossen nachher auch auf das Thier, und tœdteten es vollends. Das Recht des Besitzes gehœrte aber offenbar dem ersten Schützen, er nahm auch die Gemse auf, um mit ihr herabzusteigen. Die Walliser hingegen, welche wegen eines Absturzes nicht sogleich gerade zu ihm gelangen konnten, rieten ihm zu, das Thier niederzulegen, weil es ihnen gehœre, und schossen ihm, da er sich an diesen Zuruf nicht kehrte, zwey Kugeln nach, die dicht neben ihm weggingen. Er hatte weder Pulver noch Kugel mehr, konnte sich auch nirgends hin retten, und sah sich daher seinen Raub zu verlassen genœthigt; versteckte sich aber rachedürstend hinter einem Felsen, um die Walliser zu beobachten. Diese ergriffen ihre Gemse, und gingen zu einer benachbarten Hütte, um daselbst die Nacht zuzubringen. Der Savoyarde stieg aber in ein zwey Meilen entferntes Dorf herab, kaufte Pulver und Bley, lud seine Flinte mit einem Doppelschuss, und nœherte sich der Schlafstette seiner Feinde. Eben war er im Begriff beyde zu erschiessen, als es ihm ein-

einfiel, dafs sie in die Hœlle fahren würden, weil sie ohne Beichte und Absolution sterben müfsten, er entsagte daher seinem Vorhaben, weckte sie und benachrichtigte sie von der Gefahr, der sie eben entgangen wären. Dies edelmüthige Betragen rührte die beyden Walliser so sehr, dafs sie freundschaftlich die streitige Gemse mit ihm theilten.

Aller dieser Gefahren ungeachtet, und obgleich höchst selten einer von diesen Jägern eines natürlichen Todes stirbt, so verläfst doch niemand die Lebensart wieder, der sie einmal ergriffen hat. Ein junger Gemsenjäger sagte zum *Herrn von Sauffure:* „Mein „Grosvater und mein Vater sind beyde Opfer „dieser Jagd geworden; und ich selbst bin so „sehr davon überzeugt: sie werde auch mir „das Leben kosten, dafs ich diesen Sack hier „auf meinen Schultern nur meinen Sterbekit„tel nenne, weil ich weifs, dafs ich keinen „anderen haben werde; aber, mein Herr, ich „würde das grœfste Glück ausschlagen, das „sie mir anbieten kœnnten, wenn es mit der „Nothwendigkeit verbunden wäre, diese Be„schäftigung zu verlassen.“

Eine

Eine weit weniger gefährliche und mühsame, aber auch weniger unterhaltende Iagd, als die der Gemsen, ist die der Murmelthiere, die man, wenn sie in ihrem Winterschlaf erstarrt liegen, zu zehn bis zwœlfen aus einer einzigen Hœhle, in der sie zusammengerollt liegen, herausgræbt. Sie schlafen so fest, dass sie oft den ganzen Weg über nach der Hütte des Iægers nicht in seinem Sacke erwachen. Das Fleisch der Iungen ist zwar etwas œhlicht, aber doch ziemlich schmackhaft; die Haut ist aber wenig werth, und doch stellt man diesen armen Thieren so hæufig nach, dass sie nach einem Iahrhunderte zugleich mit den Gemsen, das Schicksal der Steinbœcke haben werden, bis auf wenige Individua gænzlich zu verschwinden.

Eine andere Art natürlicher Bereicherung ist das besonders in den savoyischen und chætischen Alpen so gewœhnliche Krystall suchen Aber wenig Nahrungserwerbe sind für die Unternehmer von so grosser Gefahr; und waren bey ehemaliger noch stærkerer Hæufigkeit, wirklich entvœlkernd, welche durch die Anlockung, in der Auffindung

eines

eines grofsen Kryſtallgewœlbes auf einmal und ohne weitere Mühe reich zu werden, mit jedem Jahre zunahm.

Die Hauptkennzeichen, nach denen der Kryſtallſucher ſeine Erforſchungen einrichtet, ſind die Quarzadern, die man am Granite oder am Geisbergerſteine in einer blendenden Weiſse, und daher an ganz ſenkrechten Wænden oft in ſehr grofser Entfernung bemerkt. Sie klettern entweder an Felſen hinauf, oder laſſen ſich, wo es mœglich iſt, mit Stricken hinanziehen, klopfen dann an der bezeichneten Stelle des Felſens an, und wenn ſie einen hohlen Klang angiebt, ſo ſchlagen ſie dieſelbe entweder mit Hæmmern ein, oder bohren ſie an, und ſprengen ſie mit Pulver. Eine andere, weit weniger einträgliche Methode Kryſtalle zu ſuchen, iſt, wenn ſie vor kurzer Zeit eingefallene oder losgebrochene Felsmaſſen unterſuchen. Die ganze Jagd auf Kryſtalle hat abgenommen, ſeitdem man ſie viel ſchœner aus Madagaskar bringt, und der Ertrag der vaterlændiſchen Ausbeute dünner, ſo wie dieſe ſeltener geworden iſt. Der Haupthandel damit geht nach Italien.

Die allgemeine Betriebsamkeit richtet sich im Ganzen nach der Maalsgabe der angeregten Bedürfnisse, und nach der grœfseren oder geringeren Mœglichkeit, sie von der Natur des Landes bequem befriedigen zu lassen. Staatsverfassung und Religion haben nur in *dieser* Hinsicht darauf ihren Einfluss. Die katholischen Einwohner der Schweiz, scheinen im Durchschnitte, wie fast alle Lænder ihrer Religionsverwandtschaft, weniger arbeitsam und erfinderisch, als die protestantischen. Eine Menge milder Stiftungen, die jenem Religionsbegriff anhængen, und der grœfsere Geist der Gemeinnützigkeit und Wohlthætigkeit, welchen dieser immer befœrdert, sezt hier manchen brauchbaren Bürger aufser Nothwendigkeit, thætig zu seyn, da in protestantischen Lændern die Bürger, weniger durch Ideen und Gewohnheiten zusammengehalten, mehr dem Egoismus aufopfern kœnnen. Daher ist es auch eine meistentheils richtige Bemerkung, welche die Uebersicht von dem ganzen Helvetien unwillkührlich veranlasst, dass mehr Armuth und weniger Reinlichkeit den katholischen Boden von dem protestantischen sehr merklich absondert.

Noch

Noch mehr klärt diese Erscheinung sich auf, sobald man es erwägt, wenn die Kultur der Schweiz, ihre Betriebsamkeit und die Vervollkommnung ihrer Nahrungsstände sich eigentlich anfingen. Nicht eher als bis die Reformation mehrere Kantone von dem Joche der Priesterschaft befreyete, die zu grosse Menge von Feyertagen abschafte, den damit verbunden gewesenen Müssiggang aufhob, und mit der Erheiterung der Sitten auch Fleiss und Mässigkeit wieder ermunterte. Der Landbau erhielt von der Zeit an wieder einigen Werth, die Weide einen Zuwachs an Kühen, der Hirt vergrœsserte Einkünfte, und der Handel, durch eine verstärkte Ausfuhr, Regsamkeit und Leben zurück.

In Hinsicht auf die Ermunterung des Fleisses durch die Art der Regierung nimmt man ebenfalls beträchtliche Verschiedenheiten wahr. Die allgemein anwendbare Wahrheit, dass ihr Druck alle Arten des Erwerbs niederschlægt, wird aber durch das Elend der italienischen Landvogteyen am sichtbarsten bestætigt. Nirgends trift man auf eine solche Menge von einwohnenden Bettlern, als hier.

Und doch sind die Bewohner nicht faul, sondern ziehen haufenweis in das benachbarte Italien, um sich für den Winter etwas Geld zu verdienen, während dafs die Weiber zu Hause sich einigen Vorrath ersparen. Die Einwohner des Sirmerthales hatten sonst zur Begünstigung ihres unfruchtbaren Ländchens, viel Vorrechte; aber verlohren sie alle nach dem Aufstand im J. 1755. Seit der Zeit erlosch auch jede Art der Arbeitslust, zum klaren Beweise, was eine schlechte Verfassung vermag, um ein ganz abhängiges Ländchen bis auf das äufserste herunterzubringen. Alle diese dürftigen Landvogteyen sind dem Pressen der Landvœgte nun vœllig bloßgestellt, welche meistens, sehr arm und von niedrigem Stande, bloßs darum hingehen, sich hier noch gar zu bereichern.

Das System des Fabrikackerbaues setzt die *Glückseeligkeit* einer Nation in ihrer Bevœlkerung und in ihrem wirklichen Reichthume fest. Gold, Silber und Kredit sind nur Wortreichthümer, um die wirklichen zu befœrdern, und in Umlauf zu setzen.

Aus

Aus Produkten beſtehet daher das wirkliche Vermœgen einer Nation; aber die rohen Früchte des Landes, ſo wie die vorhandenen Lebensmittel ſind nur die *mœglichen*, und allein die verarbeiteten ſind wirklich *vorhandene* Reichthümer. Denn es iſt nothwendig, daſs die Nation ihre Nahrungsmittel ſelbſt verzehre, ihre rohen Produkte ſelbſt verarbeite, und die verarbeiteten ſelbſt benutze, und in ſich ſelbſt vertreibe; daher weder in Anſehung der Subſiſtenz der rohen Materialien in Einkauf und Verkauf, noch in Anſehung der verarbeiteten Produkte im Verkauf, von anderen Nationen abhængig ſey. Das Verhæltniſs der Volksmenge zu der Menge der Güter beſtimmt daher den Grad der individuellen *Glückſeeligkeit*; alſo nicht die Vermehrung der Volksmenge, ſondern die Vergrœſserung des Nationalreichthums und der damit verknüpften Unabhængigkeit von anderen Nationen. Eine gute Staatsverwaltung verbindet eins mit dem anderen als eine natürliche Folge.

Die *Macht* eines Volkes beſtehet in ſeinen Einkünften, und da man dieſe nicht von

der ganzen Masse des Nationalvermœgens voraus abziehen, sondern von den einzelnen Gütern, nach Maalsgabe ihres mehr als nothdürftigen Ertrages erheben muls; so stehen Macht und Einkünfte wieder in demselben Verhältnisse. Da nun weder der Ueberfluls an Nahrungsmitteln, noch die Menge an rohen Produkten, sondern allein die verarbeiteten Stoffe den wirklich vorhandenen Reichthum ausmachen, so sind sie auch allein die Elemente der Glückseeligkeit, der Einkünfte und der Macht des Staats überhaupt.

Hieraus erhellet, dals selbst eine geringe Bevœlkerung oft mit einem grolsen Nationalvermœgen übereinstimmen kœnne; denn es hängt offenbar von dem Fabrikanten ab. Diese leben von den Nahrungsmitteln, welche der Ackermann übrig lælst. Je mehr daher von Nahrungsmitteln übrig bleibt, desto mehr Fabrikanten kœnnen sich nähren, und mit ihnen steigen Einkünfte, Macht und *Staatsglückseeligkeit*. Das grolse Kunststück einer guten Staatsverwaltung ist es daher, den Ackerbau und die Viehzucht mit so wenig Hænden als mœglich betreiben, und eine

gleiche

gleiche Menge von Produkten durch eine verhältnifsmæfsig kleinere Anzahl von Ackerleuten hervorbringen zu laffen, damit für den Fabrikanten foviel Nahrungsmittel als mœglich übrig bleiben. Von den allgemeinen Einflüffen des Fabrikenwefens auf *Volksglückfeeligkeit* aber, die ganz anderer oder vielmehr ganz entgegengefezter Natur find, werde ich unten mehreres anführen. Selten erhalten fich Ackerbau und Fabrikftand in einem folchen Gleichgewicht, dafs eins von ihnen nicht litte.

Da der Flachs in der Schweiz zu den Produkten gehœrt, welche man noch am meiften kultivirt, fo macht das Linnen die Hauptmanufaktur aus. Aufserdem hat fie Fabriken von Mufelin, Kattunen und Indiennen, Floren etc., Seidenftoffen und Halbfeiden, Taften, Solinen, Atlaffen, Damaften, Flanellen, Kamelotten, Perkanen etc. Die meiften Kantone, welche fich hiermit befchæftigen, haben die Flachs- und Baumwollenfpinnereyen zu einem fo ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit getrieben, dafs man hin und wieder aus einem

Pfunde Baumwolle zu 20 Unzen 1600000 Schuh Faden liefert.

Vorzüglich aber die Gebirgsgegenden ernähren einen besonderen Fleiss. In *La Chaux de Fond* und *Locle* herrscht ein bewundernswerther Geist der Betriebsamkeit, beynahe ausschieslich indess in mechanischen Künsten. Die Uhrmacherkunst hat es hier zu einem vorzüglichen Grade der Vollkommenheit gebracht, wozu sich hier alle Arten von Handwerkern beysammen befinden. Mancher Kaufmann schaft in einer Woche 40 Uhren fertig. Die ganze Stadt erhält dadurch eine Wohlhabenheit, welche fast in keinem anderen Orte so sichtbar auffällt. Schon in früher Jugend leitet man zu einem Theile dieses Geschäftes an. Wie Osterwald, der Geschichtschreiber von Neuburg, erzählt, so entstanden diese Manufakturen zuerst durch eine im J. 1679 zufällig dahin in die Hände eines Dan. Joh. Richards gerathene Uhr. Dieser fühlte sich, nach der Untersuchung des Mechanismus, zu einem gleichen Versuche aufgelegt, und brachte auch, ohne alle Hülfsmittel und Instrumente, blos durch die Kraft seiner Talente

lente eine wirklich zu Stande. Er reiste hierauf nach Genf, um sich näher zu unterrichten, und assoziirte sich nachgerade mit mehreren anderen zu diesem Behufe.

Es scheint überhaupt diesem kleinen Volke ein eigener Geist der Mechanik einwohnend zu seyn, der bey allen Arbeiten sich æussert, und selbst zum Theil ihre Feldindustrie anzuleiten scheint. Alle Arten matematischer Instrumente, Goldschmiedearbeiten etc. finden sich in Menge daselbst, und in recht grosser Vollkommenheit gearbeitet.

Zofingen hat vorzügliche Leinwand-Indienne- und Kannevas-Fabriken, welche den Ort sehr wohlhabend machen; Basel mehrere Indienne-Seiden- und Wollenfabriken. Der Muselinhandel bevœlkert und bereichert die kleine Stadt St. Gallen ausnehmend, so wie manche andere Gegend des Landes. Nur fürchtet man sehr viel für die Fabriken derselben, seitdem England angefangen hat, sie mit grosser Vollkommenheit nachzumachen. Dies ist um so gefæhrlicher, da nur wenige Kaufleute sich mit seiner Fabrikation abgeben

kœnnen, weil sie einen sehr grosen Vorschuss verlangt, und die Kosten zuerst bey der langen Dauer der Verfertigung nach mehreren Jahren wieder herauskommen.

Die Wichtigkeit des Fabrikwesens in der Schweiz erhellet sehr deutlich, wenn man die Menge von Familien berechnet, die, ohne ein Eigenthum zu besitzen, auf den Dœrfern herumleben, und die von den handelnden Stædten hergegebenen Materialien bearbeiten. So kann man in Zürich wenigstens 60000 derselben annehmen. Diese sind hier alle beschæftigt, und daher die Summe, welche sich dadurch im Umlaufe erhælt, von einer für den Staat schon sehr nutzbaren Græse. Wenn nun, wie in eben diesem Kanton der Fall ist, die Ausfuhr so unbetrechtlich ist, dass sie nur in einem geringen Umsatz von Wein, getrockneten Früchten, cet. besteht, so sieht man allein diese Summe, welche Arbeiter und Stadte angehen, von den Fabrikanten herbeygeschaft.

Weit wichtiger, als die gewachsene Volksmenge, ist indess noch die davon ab-

hæn-

hängende innere Kultur der Provinz. Wo der Absatz sicher ist, und der Gewinnst sich erhöhet, wird der allgemeine Fleiss auch höher, die Ehen vervielfältigen sich, die Besitzungen erweiteren sich, steigen im Preise, und werden am Ende, wenn den ersten Bedürfnissen abgeholfen ist, verschönert. Mit dem allgemein zunehmenden Wohlstande, mit Reinlichkeit und Aufmerksamkeit auf die Eleganz des Aeusserlichen, mildern die Sitten sich auch; der Geschmack wird feiner, die Sinne eröfnen sich für schönere und reinere Genüsse. Nicht allein die Dörfer erweiterten sich, (wenn ein altes Herkommen die Zahl der Feuerstätten nicht unveränderlich festgesezt hat), sondern die einzelnen Wohnungen erhielten geschmackvollere Aussenseiten und mehr Bequemlichkeiten im Inneren. Wer seine Besitzungen nicht erweitert, sucht sich in der Verbesserung seiner Felder und seines Viehbestandes hervorzuthun. Ackerbau und Kenntniss des Wiesenbaues erhalten eine freundlichere Wendung; Beyde geben eine reichlichere Ausbeute, auch durch die natürlichen Schätze wird, vermittelst der Kunst, des Landes Reichthum vergrösert. Der Viehhan-

del kam daher zuerst in der Schweiz in Aufnahme, als und wo der Manufakturenfleiss sich gemehrt hatte.

Wenn die Industrie den Einwohner erst daran gewœhnt hat, durch eine Mannichfaltigkeit von Schwierigkeiten sich hindurch zu arbeiten, so werden die entstehenden Unfælle weit leichter wieder ersezt, wæhrend dass in anderen betriebloſen Stædten sonst kleine Brandstette halbe Jahrhunderte lang unersezt bleiben. Küſsnacht, im Kanton Zürich, ward 1778 durch einen Wolkenbruch fast gænzlich verwüstet, aber nach einigen Jahren fand man nicht die kleinste Spur von dieser Zerstœrung.

Es ist indeſs wahr, dass die Fabrikenwesen ebenfalls für den wahren Wohlstand des Staates nicht unbedeutende Nachtheile habe. Die Verminderung des Ackerbaues, dem es allmæhlig Wiesen und Weiden einschiebt, ist, obgleich die lezteren für den Augenblick eintræglicher sind, für den innern Vortheil kein wahrer Gewinnst. Denn die Glückseeligkeit eines Landstriches bestehet in der allgemeinen Leichtigkeit, alle Bedürfniſſe

auf

auf lange Zeiten befriedigen zu können. Der Fabrikarbeiter verzehrt allezeit das, was er einnimmt, die Woche hindurch, und sobald sein Gewerbe nur eine kurze Zeit hindurch stockt, so ist Hunger und tiefste Dürftigkeit sein Loos. Manche Fabrik ist durch verbotene Einfuhr in die Nachbarschaft auf immer zernichtet, und als im Baselschen wegen verunglückter Seide die Bandfabriken eine Zeitlang nicht mehr arbeiteten, kamen die Familien der Gegend haufenweis in die Stadt, um nicht eines schmæligen Hungers zu sterben. Wenn daher die Gewerbsklasse der Arbeitenden nicht Menschen genug übrig læst, um sie mit ihrem Ueberflusse im Nothfalle ernæhren zu können, so ist der Schade fürs Land gewiss und irgend zu einer Zeit einmal schrecklich. Da die Mode sich immer abændert, und jede Nation, (und zwar wie die Englænder, mit grosen Fortschritten in Hinsicht der schweizerischen Musseline) darauf denkt, für das Innere und Benachbarte seines Landes hinreichend zu arbeiten, so ist der allmæhliche Verfall aller Fabriken immer gewiss. Und ist es nicht abgeschmackt und læcherlich, sich auf Gottes Vorsehung verlassen zu wollen, dass

diese

dieſe ohne Zweifel fleiſſigen Arbeitsleuten Brod geben werde. Aber im Lande? Sind nicht ſchon Millionen aus einem Lande ins andere gewandert! Und da Gottes Hauptvorſehung ganz eigentlich darin beſtehet, daſs alles ein Ende nimmt, und daſs auch die nüzlichſten Anſtalten zerfallen müſſen, um noch nüzlicheren für die Zukunft Platz zu machen, wieviel Fabriken von weit grœſserer Wichtigkeit und weit grœſserem Ertrage ſind nicht ſchon zu Grunde gegangen? Man denke nur an die eingegangenen Bergwerke, an die verfallenen Stædte. Die Schweiz hat ſelbſt ſchreckende Beyſpiele davon in der Næhe, die kœſtlichen Asphaltgruben in Neuenburg etc. und manchen verlaſſenen Ort. Auswanderungen werden mit der Zeit alle die Kantone entvœlkern, die ſich dem Fabrikweſen ſo ganz überlaſſen, wenig mehr für ihre Speicher zu arbeiten. In jedem Fruchtlande iſt der Wohlſtand, wenn er erſt da iſt, auch allgemein; in den Fabriklændern giebts bey den reichſten Flecken die elendeſten Erdſtriche. Bern, das gegen Zürich und Baſel wenig Fabriken beſizt, erfreuet ſich einer weit froheren Kultur, wæhrend dieſe beyden Stædte

mehr-

mehrmals an Hungersnoth gelitten haben, und der Wohlstand, der in Fabriklændern plœzliche Unfælle wieder gut macht, scheint mehr im Aeufseren als Inneren sich zu befinden. Ich halte es daher eher für ein Unglück als für ein Glück der Schweiz, dafs die Fabrikarbeiten sich auf dem platten Lande vertheilt haben, weil sie da theils die Feldarbeiten beschrænken, theils Luxus und neue Bedürfnisse unter eine Volksklasse bringen, der sie æufserst gefæhrlich seyn müssen. Der Landmann vernachlæssigt, durch nahe Beyspiele ermuntert, den langsameren Gewinnst des Feldbaues, um des schnelleren allein hœchst unsicheren der Fabrikarbeit willen.

Der Hauptnachtheil des zu starken Fabrikwesens liegt aber in der Vermehrung des Luxus, welcher sie durch alle Volksklassen verbreitet, und sie dann um so elender macht, wenn die Quellen seiner Befriedigungen durch verminderten Waarenabsatz erst einmal stocken. Die sitzende Lebensart fodert eine feinere Nahrung und erzeugt in der Stille des Nachdenkens Lüsternheit nach Genüssen, die der Fabrikarbeiter oft mit grofsen Aufopferungen

rungen befriedigen muſs. Kaffee und das zärteſte und theuerſte Fleiſch machen am Ende ſeine tägliche Nahrung aus; eine Verderbniſs und Leckerheit, welche ſich aus allen Fabrikkantonen, mit der grœſsten Allgemeinheit, bis auf die Aelpler ausgedehnt hat. Ueberdem macht das Sitzen an ſich ſelbſt wollüſtig und weichlich; man zerſtreuet ſich nachher durch üppigere Vergnügen; die Unterhaltung der zuſammenarbeitenden Geſellſchaft reizen oft die Begierden, die leichte Fabrikarbeit macht gegen alle ſchwereren abgeneigt, Ueppigkeit und Liederlichkeit greift alle Stände an. In allen Fabrikœrtern nährt ſich daher auch Unzucht, und die Anzahl der unehlichen Geburten nimmt mit jedem Jahre zu.

Aehnliche Wirkungen des Fabrikweſens, wie die beſonders in Zürich am auffallendſten herrſchenden, bemerkt man in Appenzell Auſſer-Roden ſeit der Einführung der Muſſelinweberey. Man ſieht in dieſem glücklichen Erdſtriche zwar die Bevœlkerung mit zunehmender Wohlhabenheit wachſen, die Dœrfer und Stædte grœſser und netter wer-

den,

den, aber alles Elend des Luxus hat auch schon sich hier einzunisten angefangen. Die Sitten verderben zusehend; trotz ihres vermehrten Verdienstes verarmen die Familien im Grunde, weil sie ihren ganzen Erwerb aufzehren müssen, die Stärke, Gesundheit und Volksglückseeligkeit nehmen ab, und die Fabriken zerfallen wieder durch sich selbst, indem sie den Preis der Lebensmittel, folglich den Arbeitslohn erhöhen, und sich gegen neue in wohlfeilern Erdstrichen daher am Ende nicht halten können.

Auch durch ganz Basel bemerkt man die nachtheiligen Folgen des Manufakturenwesens. Da die Bandfabriken der gröste Theil der Bauern beschäftigt, so hat das Land nicht Arbeiter genug, wenn die Erndte heran nahet. Es kommen daher grose Haufen von Menschen zu diesem Endzwecke aus dem Schwarzwalde herab, selbst zum Theil aus Bern und Solothurn. Fast auf allen Gütern, welche Stadtläuten gehören trift man Ausländer an.

Von dem daraus entstehenden Luxus, von dem Wetteifer in allen Gattungen des Aufwandes und einer unmæssigen Verschwendung, will ich nicht einmal etwas weiter erwæhnen. Equipagen, neue Hæuser und Meublen, Konzerte, Gastmæler, Bælle, eine Schaar von Bedienten sind allen Fabrikstædten nur eigen und verbreiten sich auch mehr oder weniger an das naheliegende platte Land. Die Familien verarmen davon wieder, die Ehen vermindern sich, man verfællt auf Arten, seinen Begierden nachzugehen, welche die ganze Generation verderben und allgemach das Land mit dem Gepræge des Krüppelhaften bezeichnen.

Alle diese mannichfaltigen Erfahrungen beweisen die Vortheile eines guten Gleichgewichts zwischen dem Gewinnst des Ackerbaues und der Fabriken. Wenn ein Extrem seyn soll, so wünscht eine gute Politik doch das erstere, den blossen Landbau allgemein im Lande verbreitet, der mit der Erhaltung einer guten Menschenrace, mit Frohsinn und Zufriedenheit, mit einer sparsamern aber længeren und sichererm Genusse des Lebens aller

vorüber

vorübergehenden der ſchnellen Bereicherung tauſendfältig erſetzt.

Die Schweiz ſcheint im Ganzen gröſser durch ihr Fabrikweſen zu ſeyn, als durch das, was man eigentlich Handel nennt. Es giebt zwar, in vielen Städten Häuſer, die gleichſam eine Niederlage von Waaren für viele andere Orte ſind; doch iſt es bey weitem nicht das, was der erſte Anblick erwarten läſst. Der eigentliche Handel findet noch, bey der Unbrauchbarkeit der gröſsten Flüſſe an manchen Orten, in der verhinderten Kommunikation unüberwindliche Schwierigkeiten.

Manche Kantone, wie Bern, unterdrücken und erſchweren auch ihren angeſehenſten Mitbürgern noch abſichtlich die Handlung. Dies hat bey dieſem Staate in der ganz militäriſchen Verfaſſung und der Ariſtokratie deſſelben ſeinen Grund. Man ſchätzt deswegen die verkehrenden Bürger geringe, und man kennt ſelbſt einige Beyſpiele, daſs mit groſsen im Auslande erworbenen Schätzen zurückkehrende Einwohner nichts weniger als eine günſtige Aufnahme daſelbſt fanden,

und ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch von allen œffentlichen Bedienungen ausgeſchloſſen blieben. Gleichheit der Vermœgensumſtænde beugt allen inneren Zerrüttungen einer regierenden Volksklaſſe am ſicherſten vor.

Sehr lobenswürdig ſind indeſs die Aufmunterungen, welche der auslændiſche Koloniſt beſonders in kleinen Stædten zur Vermehrung des Handels erhælt. Die Fremden von Neuchatel und an mehreren Orten haben jedes Vorrecht des Handels, ohne Unterſchied von den Eingebohrnen.

Ein den Wiſſenſchaften und der Erziehung günſtiger Umſtand, welcher allen Staaten eigen iſt, die ein vorzüglicher Patriotismus, Betriebſamkeit und ein gewiſſer Grad von Wohlſtand bezeichnen, ſind endlich die gemeinnützigen Anſtalten zum Wohle des einzelnen Bürgers oder ſeiner Familie. Und hiervon hat die Schweiz beträchtliche Beyſpiele, wovon ich nur hier einige der vornehmſten anführen will. Die Waiſenhæuſer haben hier das Eigene, daſs ſie nicht die ærmſten

Bür-

Digitized by Google

Bürgerkinder; ſondern meiſtens aus guten bürgerlichen Familien Zœglinge annehmen, die ſich für die Beſchæftigungen der unteren Volksklaſſen, wozu man die deutſchen Waiſen meiſtentheils erzieht, viel zu gut dünken. Schon dies bürgt für die Auszeichnung derſelben durch innere Einrichtung, die den aufgenommen œfters zu viel als zu wenig Bequemlichkeit geſtattet.

In Schafhauſen iſt unter Herrn Ietzlars Aufſicht ein Waiſenhaus, das in Rückſicht der Anordnung ſeines Gleichen ſucht. Zürich beſonders zeichnet ſich durch ſolche Erziehungsanſtalten aus. Die Schule für Landærzte, die Kadettenſchule, und beſonders die nie genug zu lobende Tichterſchule ſind in dieſer Art Beyſpiele.

Das neue Weiſenhaus in Bern hat noch vor dem Zürichſchen und Schafhauſiſchen beträchtliche Vorzüge. Die Nahrung und Art, die Waiſen zu halten, ſind ſo gut als in deutſchen bemittelten Bürgerhæuſern. So hat auch das Zuchthaus in Bern ſeit einigen Jahren anſehnliche Verbeſſerungen erhalten.

Das *politiſche Inſtitut* oder die Erziehungsanſtalt für die Iungen Patrizier in Bern iſt eine der wohlthætigſten Stiftungen. Es wurde am 13ten November 1787 zum erſtenmale ercœffnet. Die Kenntniſſe, welche man den Zœglinge beybringen will, ſind nach Maasgabe ihrer Fæhigkeiten auf das genaueſte klaſſifizirt die vorbereitenden ſind Religion, Sprachkunde, Univerſalgeſchichte, Statiſtik, theoretiſche und Moralphiloſophie, und werden in zwey Winterhalbejahren wœchentlich in ſechszehn Stunden gelehrt. Die politiſchen ſind vaterlændiſche Geſchichte, das allgemeine bürgerliche Recht, Politik, Polizey- und Kammeralwiſſenſchaft, nebſt der gerichtlichen Praxis, welche wœchentlich in eilf Stunden vorgetragen werden.

Wenig ſo kleine Lænder haben auch eine ſolche Menge von Geſellſchaften zur Beförderung des vaterlændiſchen Flors. Ieder der verſchiedenen Kantone hat etwas eigenes darin. Auſſer der ſchon oben erwæhnten eydgenoſſiſchen Geſellſchaft zu Olten, giebt es noch ſehr viele phyſikaliſche und ſittliche Sozietæten.

Die

Die œkonomiſche Geſellſchaft zu Zürich hat ſich unter allen faſt am vorzüglichſten mit der Aufnahme und Vermehrung gewiſſer Landeserzeugniſſe beſchæftigt; nicht allein theoretiſch die mœgliche Verbeſſerung der Kultur, ſondern um den Fehlern deſto beſſer zu helfen, auch ihren wirklichen Zuſtand ſorgfæltig unterſucht. Sie hat ſelbſt auf einzelne Gemeinden ein wachſames Auge und unterſtüzt ſie in ihren Unternehmungen. Mehrere Arten neuer Früchte ſind durch ſie erſt in Aufnahme gekommen, und die væterlichen Ermahnungen und Warnungen, die ſie ſelbſt an einzelnen Wirthen nicht ſpart, ſind manchem Verderbniſſe entgegengekommen.

Digitized by Google

Regiſter
zum erſten Theile des erſten Bandes.

Erſtes Kapitel.

Von dem Allgemeinen der Schweiz. S. 3
Allgemeiner Eindruck der Lænder 3
Erſter Empfang des Reiſenden in der Schweiz 4
Verſtærkung dieſes erſten Eindruckes 5
Unterſchied der Schweiz und anderer Lænder, ſchon an der Grenze bemerkbar 7
Unſere Bekanntſchaft mit dem Lande, und beſonders mit ſeinen Bewohnern 9
Nutzen der Kenntniſs des erſtern 11
Grund des ſchweizeriſchen Karakters 12

Zweytes Kapitel.

Lage, natürliche Beſchaffenheit; Klima, Witterung, Boden, Produkte der Eidgenoſſenſchaft.

Natürliche Lage 13
Grœſse und Grenzen 14
Hœhe des ganzen Landes 15
Erhabenheit der Schweizergebirge 16
Die Menge der Flüſſe ein Beweiſs dafür 17
Klima und Witterung 19

Berg-

Digitized by Google

Bergluft und ihr Einfluſs S. 20
Beſchaffenheit der Iahrszeiten im Gebirge 22
Beſchaffenheit derſelben in den Thælern 24
Wechſel und Verſchiedenheit der Witterung 25
Mahleriſche Szenen derſelben 28
Von der Witterung abhangende Verſchiedenheit in der Fruchtbarkeit einzelner Kantone 30
Allgemeine Natur des Bodens 31
Anbau, Getraide, Flachs und Hanf 33
Wein 34
Baumfrüchte 36
Graſs und Weide 37
Kræuter und Pflanzen 38
Waldungen 39
Torf 40
Thieriſche Schœpfung. Gemſen 41
Steinbœcke, Bære, Wœlfe 44
Raubvœgel 45
Rindvieh 47
Mineralien. Kryſtall 47
Metalle 50
Mineraliſche Waſſer 52
Brunnen zu St. Moritz. 52
Bad zu Baden 53
Zu Leuk 53
Zu Brieg, Pfeffers etc. 56
Einfluſs der natürlichen Schætze auf die Kultur der Bewohner, Bedürfnisloſigkeit der Aelpler 57
Vermehrter Luxus der Thæler. 59

Drittes Kapitel.

Aeuſſeres der Schweiz.

Vorurtheil gegen ſein Schauerlicherhabenes S. 61
Genuſs des Schweizers 62
Geſtalt des Bodens 62
Die Gletſcher 63
Innere Struktur des Landes und der Einfluſs derſelben auf ſeine Form 67
Hauptgegenſtände der lezteren 67
Eingang in den oberen Theil 68
Das Waatland 70
Der Genferſee 71
Erſter Eindruck deſſelben 72
Natur ſeiner Schœnheit 73
Kultur des Landes um ihn her 74
Allgemeine Anſicht des Waatlandes in ſeiner Nachbarſchaft 75
Genf 76
Vevay 77
Der Gegend vom Kirchhofe 77
Fahrt auf dem Genferſee ſelbſt 78
Mellerie 80
Gegend bey Vevay 81
Clarens 82
Der Bielerſee. Die Petersinſel 83
Der Züricherſee 84
Die Ausſichten der anderen Schweizerſeen 84
Pracht der Strœme und Waſſerfælle 85
Der Rheinfall bey Schafhauſen 86
Vom Züricher Ufer betrachtet 87
Hœhe des Falles 88
Der Staubbach bey Lautterbrunn 89

Der

Der Reichenbach bey Meyeringen S. 91
Die Piſſevache bey St. Maurice 93
Allgemeine Bemerkung 94

Viertes Kapitel.

Von den Schweizergebirgen überhaupt und den Alpen insbeſondere. 195
Einfluſs der Gebirge auf die Geſtalt und Natur eines Landes 96
Abſonderung der Einwohner dadurch 96
Fruchtbarmachung des Bodens 96
Der Iura 97
Hœhe 98
Theile 98
Trockenheit derſelben 100
Die Alpen 100
Eintheilung 101
Verbreitung 102
Benennung 103
Die Tyrenæen, ein Theil von ihnen 104
Ihr Zuſammenhang unter einander 104
Hœhe 106
Berechnung und Meſſung derſelben 106
Ausſicht von ihnen herab 107
Ihre Entſtehung und Natur 109
Grundgebirge 110
Bedeckung mit Schnee und Eis 112
Eintheilung ihrer Lage 113
Vorderalpen 113
Einſchnitte dazwiſchen 116
Mittelalpen 117
Schœnheiten 117

Derſel-

Derſelben. Geſtalt S. 118
der Strœme; und 120
ihr Eindruck. 120
Struktur der Mittelalpen. 121
Ihre Wirkung auf die Winde. 123
Ihre Fruchtbarkeit. Schweizerwirthſchaft. 123
Verfeinerung der Sinne und des Inſtinktes. 126
Wanderungen der Heerden. Wohnung des Aelplers. 127
Das Haus im Thale. 127
Mahleriſche Geſtalt deſſelben. 128
Alphaus. 129
Hütte im Vorberge 129
Sonnenhütten 130
Allgemeine Benutzung des Bodens 131
Heerden. Anſtalten 132
ihrer Sicherheit. 132
Natur des Schweizerviehes 133
Von der ſchœnen Pflanzenſchœpfung abhangende Reinheit der Luft. 135
Vegetation der Mittelalpen überhaupt. 136
Verſtærkung jener durch die Erhœhung von dieſen 136
Vegetabiliſche Produkte ihrer milderen Reiche. 137
Holzarten 139
Geſundbrunnen. Mineralien. Metalle 139
herrſchender Geiſt. Bewohner 140
Beſchæftigungen. Iagd 140
Krankheiten. 141
die Albimos in Chamouni 142
die *hohen Alpen* 143
Hœhe, Umfang, Ausſicht derſelben 143
Anblick 144
Gletſcher 145

Digitized by Google

Lauinen. Eintheilung der Schneefelder S. 147
Schneebænke 147
Eiswænde 149
Urſprung und allmæhlige Bildung derſelben 149
Gletſchergeblæſe 150
Gefahr bey den Reiſen 151
Anblick eines Schneefeldes 151
Ausbreitung der Eismaſſen. Farbenſchœnheit 152
Zunahme des Eiſes überhaupt 154
Steindæmme von den Gletſchern 157
Felsmaſſen 157
Urſach dieſer Erſcheinung 158
Bewegung der Eismeere 158
Wirkungen derſelben 159
Auszeichnendes derſelben 160
Zuſammenhang der Gletſcher mit den Schneebænken 161
Verſchiedene Arten der Lauinen 162
Sicherheitsregeln dagegen. 164
Zerſpringen von Eisſtücken 166
Fluglauinen 166
Nutzen der Anhæufung des Schnees 167
Entſtehung der Quellen 168
Gletſcherwaſſer. Ein Urſprung der Flüſſe 169
zweyter Urſprung der Flüſſe 170
Hinderniſſe der Ueberſchwemmungen 171
Hinderniſſe der Zunahme der Gletſcher 172
Innerer Erdbrand und Erdbeben 172
Wirkung der Gletſcher auf die Luft 174
Erhabenheit ihres Aeuſsern 176
Oede derſelben 177

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der Montblanc.

Grœfse deſſelben S. 178
Bourrits vergeblicher Verſuch ihn zu beſteigen 179
Reiſe deſſelben 181
zweiter Verſuch 183
Paccard und Balmat beſteigen ihn zum erſtenmal Reiſe des Herrn von *Sauſſüre* 185
Zurückkunft deſſelben 189
Gipfel des Montblanc 189
Allgemeine Bemerkung 190

Sechſtes Kapitel.

Hœhlen, Seen, und Flüſſe der Schweiz

Hœhlen 191
Pracht ihres Innern 192
das Mondloch 193
das Wildkirchlein 193
das Zigerloch 195
die Beatenhœhle 195
Kryſtallſücher 197
Kryſtall 199
der groſse Kamor 200
der Sandbalm 201
allgemeine Bemerkung hierüber 202
Gewæſſer der Schweiz 202
ihr individueller Nutzen 203
grœſsere Seen 204

der

Digitized by Google

der Genferſee S. 205
ſeine Grœſse 205
Tiefe 206
Lage 207
Entſtehung 207
Verbindung mit der Rhone 208
Strœmungen im See 209
Hœhe 211
Ebbe und Fluth 211
zufælliges Anwachſen 212
Windſtœſse 212
Temperatur 213
Reichthum an Fiſchen 213
der Züricher See 214
ſein æuſseres 215
Reichthum an Fiſchen 216
der Bodenſee 216
kleinere Seen und allgemeiner Nutzen derſelben Flüſſe 218
der Rhein 219
ſein Lauf von Reichenau bis Rheineck 221
bis Konſtanz 222
übriger Lauf 222
Wildheit derſelben. Cailloux du Rhin-Fiſche 225
die Rhone 226
Ausfluſs derſelben aus dem Genferſee 228
die Reuſs 229
Verbindung derſelben mit den Vierwaldſtætter See 231
die Aar 231
die Limmat 234
der Inn 235
der Teſſin 236
kleinere Flüſſe 238

Regiſter
zum zweyten Theile des erſten Bandes.

Siebentes Kapitel.

Natürlicher Karakter der Schweizer. S. 245

Vorurtheile der Reiſenden über den Karakter eines fremden Volkes 245
Grund davon im Nationalgeſchmack 246
in der wenigern Beſuchung der kleinern Kantone 248
das Auszeichnende des ſchweizeriſchen Kœrperbaues 249
— in den Gebirgsgegenden und Thælern 250
— in den Bewohnern von Wallis 251
— — — des Haslithales 251
eingebildeter Urſprung der leztern 251
Bildung der Bewohner des Waatlandes 252
— — — der Genfer 253
Nationalphyſionomie 254
Nationalgeiſt 255
Quelle aller Volksgeſundheit 256
frœhliche Offenheit der Mædchen 257
Grund derſelben 258
Mæſſigkeit in den Nahrungsmitteln und Vergnügungen 259
iſt eine Tugend der Nothwendigkeit 260
Bau des Landes auf die Einwohner wirkſam 261

Digitized by Google

auf die Regsamkeit des Geistes S. 261
Naivität der Appenzeller 262
Scharfsinn der Bewohner des Val de Travers 262
die Schweiz begünstigt die Extreme 263
Tapferkeit der Schweizer, ein Produkt des Landes 264
Vaterlandsliebe der allgemeinste Hauptzug im Karakter der Schweizer 265
Lebensweise der Aelpler der ersten Bestimmung des Menschen gemäss 266
Denkmæhler der Thaten der Vorfahren 268
Vergnügungen etc. stehen in Bezug auf Freyheit 269
Vaterlandsliebe eine Folge der Regierungsform 271
ist zuweilen für die innere Ruhe der Staaten gefæhrlich 272
Anhængliehkeit des Volks an Symbole 273
Patriotische Gesellschaft zu Olten 274
Eigenthümlichkeiten im Karakter 276
Einfluss des Handels und Gewerbsfleisses auf die Sittlichkeit 278
Bürgerstolz unterschieden von Nationalpatriotismus 280
besonders in Bern bemerkbar 281

Achtes Kapitel.

Anlage zu den Wissenschaften und Künsten.

Nationalgelehrsamkeit 283
Einfluss der Konstitution der Kantone auf selbige 284

Digitized by Google

Vorzüge der Zürcher S. 285
Anhänglichkeit der Schweiz am Alten 285
Grœisere Aufklærung in den Handelsstædten in Genf 286
Kultur der niedern Stænde 288
Gesunder Menschenverstand gedeihet vorzüglich in der Schweiz 289
Fremde Kriegesdienste ein Theil der guten Erziehung des Adels in Bern 290
Vorrechte desselben 291
Gelehrsamkeit fællt dem Mittelstande zu 292
Erziehungsanstalten 292 und 93
Gelehrte, die die Schweiz hervorgebracht 294
Universitæten 295
Verfall der Universitæt zu Basel 296
Ursachen derselben 297
Kenntniss der Staatsverfassung 299
Liebe zur deutschen Litteratur 300
Sprache ein Maassstab der Kultur 301
Verderbniss der deutschen Sprache 301
Patois der abendlændischen Schweiz 302
Eigentliche Schweizersprache 303
Energie derselben 303
Schœne Künste 304
Erfindung des General Pfyffers 305
Nachahmung des Herrn Exchaquet 306
Malerey wird befœrdert 306
Glasmalerey 307
Kupferstecherkunst 307
Medailleurs 308
Bildhauerey 309
Denkmahl zu Hindelbank 309
Musik 311
Baukunst 312
Gartenkunst 312

Warum

Warum die Schweiz andern Lændern in Werken des Geſchmacks nachſteht S. 313

Neuntes Kapitel.

J. J. Rouſſeau. 314

Ungemeſſene Bewunderung ſchadete ſeinem œffentlichen Karakter 317
Seine Bekenntniſſe 317
Folgen ſeiner erſten Erziehung 322
Seine angebohrenen Talente 324
Urſachen ſeiner Schwermuth 326
Sein Aufenthalt auf der St. Petersinſel 328
Seine hæuslichen Verhæltniſſe 332
Eingebildete Komplotte gegen ihn 336
Seine wirklichen Verfolgungen 317
Seine natürlichen Anlagen 338
Sein Hang zum weiblichen Geſchlechte 338
Seine Selbſtſucht 340
Behandlung ſeiner Kinder 341
Nutzen, den er geſtiftet 343
Sein Verdienſt dabey 344
Seine Empfindlichkeit eine Folge ſeiner Erziehung 347
Seine Schwærmereyen 349
Wie ſeine Iulie entſtand 350
Sein Umgang mit der Græfin von H. 357
Sein Aufenthalt beym Marſchall von Luxenburg 361

Folgen ſeiner Erſucht S. 362
Reſultat der Unterſuchung 363

Zehntes Kapitel.

Wohlſtand des Landes. 365

Volksmenge 365
Urſachen der Bevœlkerung 366
in den Handelsſtædten 367
Fabrikweſen, eine Urſach der Unfruchtbarkeit der Ehen 368
Wohlhabenheit im Aargau und Emmethale 369
Gleichheit in Bern 370
Die Natur des Landes begünſtigt die Fabriken 371
Induſtrie, ein hervorragender Zug im Karakter der Schweizer 372
Oekonomie 373
Obſtertrag 374
Nuſswaſſer 375
Kirſchwaſſer 376
Enzian 377
Wein 377
Küchengewæchſe 378
Wieſenbau 380
Gemeinweiden 382
Bereitung der Kæſe 384
Ziegerkæſe 386
Schabziger 387
Saanenkæſe 387

Griertskäſe	S. 387
Emmethalerkäſe	388
Urſerenkäſe	388
Käſe von Gex	388
Münſterthalenkäſe	389
Abſatz der Käſe	389
Sonderbarer Gebrauch derſelben	389
Ein Hauptnahrungsmittel der Aelpler	390
Andere Arten des Erwerbs	391
Gemſenjagd	391
Murmelthierjagd	398
Kryſtallſuchen	398
Kennzeichen, nach denen man dabey verfährt	399
In wiefern Religion und Staatsverfaſſung auf Betriebſamkeit Einfluſs haben	400
Wird beſonders durch die italieniſchen Landvogteyen beſtätigt	401
Beweiſe davon	402
Syſtem des Fabrikackerbaues	402
Worin die individuelle Glückſeeligkeit eines Volks beſteht	403
Seine Macht	403
Sein Vermœgen	404
Flachs, ein Hauptprodukt der Schweiz	405
Andere Fabriken	405
Urmacherkunſt	406
Fabriken in Zofingen	407
Wichtigkeit des Fabrikweſens in der Schweiz	408
Auf die Volksmenge	408
Auf die Kultur einer Provinz	409
Nachtheile des Fabrikweſens	410
wegen Verminderung des Ackerbaues	411
Vermehrung des Luxus	413
Der Folgen einer ſitzenden Lebensart	414

Digitized by Google

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 5. Z. 14. Gletſchern ſt. Gletſchein.
— 15. — 14. Band *hoher*, ſt. Land *jünger*.
— 31. — 10. *Weiden*, ſt. *Winter*.
— 49. — 3. v. u. lepontiniſchen, ſt. lehontiniſchen.
— — — 2. rhætiſchen, ſt. chætiſchen.
— 105. — 16. Chablais, ſt. Chabrais.
— — — 2. v. u. Lauiſer, ſt. Laniſer.
— 145. — 7. *Maſſen*, ſt. *Waſſer*.
— 177. — 17. Welten*trümmer*, ſt. Welten*krümme*.

Digitized by Google

Die in dieſem erſten Bande befindlichen Kupfer und Vignetten ſtellen vor:

Das Portrait des Herrn Verfaſſers, in 8v.

Auf dem Titel des erſten Theiles:

Die Gegend von Genf mit einem Theile des Genferſees.

Am Ende deſſelben;

Ein Eisfeld in Wallis.

Auf dem Titel des zweyten Theiles:

Wilhelm Tell reicht der Schweiz, (die auf einem kryſtallenen Thron ſitzt, und einem Fruchthorn in Arme hält,) den vom Kopf ſeines Sohnes herabgeſchoſſenen Apfel. An den Seiten die Symbole des Schweizerkarakters, ihrer Sitten, Lebensweiſe und Betriebſamkeit.

Digitized by Google

Digitized by Google